September/Oktober 2019
Jahrgang 68 Nr. 9/10

UNSER BAYERN

BSZ Bayerische Staatszeitung
und Bayerischer Staatsanzeiger

Heldenhaft stark, aber ganz schön dünnhäutig

Die Originale stehen in Rom, Paris oder London, um nur einige Museumsorte zu nennen, die prominente Skulpturen der Antike ausstellen. Einer großen Schar von Olympiern begegnet man aber auch in der Münchner Sammlung für Abgüsse Klassischer Bildwerke. | Seite 3

Bayern sind schlauer als die Amis

Unser noch unerforschtes Bayern: Albtraum ewiges Leben. | Seite 2

Spaßmacher und Souffleur

Kunz von der Rosen, des Kaisers hochgescheiter Hofnarr. | Seite 14

Ambitionierter Bücherkommissar

Valentin Leucht auf katholischer Kulturmission. | Seite 18

Um die Welt und durch die Zeit

Die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg. | Seite 22

Standhafte Konspirateure

Der Sperr-Kreis plante die Zeit nach Hitlers Sturz. | Seite 28

Wege zur Glückseligkeit

Was Franken mit Fontanes Mark Brandenburg verbindet. | Seite 32

Ausgezeichnetes Nass

Augsburger Wasser-Management ist UNESCO-Welterbe. | Seite 38

Unser noch unerforschtes Bayern

Wir wissen, dass das mit dem **ewigen Leben** nichts ist – die Amis noch nicht. Bernhard Setzwein zählt eins und eins zusammen

Es drängt sich der Eindruck auf, als ob der Amerikaner an einer die Menschheitsgeschichte revolutionierenden Erfindung arbeitet. Ich meine, das tut er zwar schon immer, das hat er gewissermaßen in seinen Wild-West-Genen. Die Mondlandung zum Beispiel. So richtig überzeugt bin ich immer noch nicht, ob sie wirklich droben waren. Wer einmal den Kabelsalat gesehen hat, der bei der nach wie vor größtenteils oberirdisch verlaufenden Stromversorgung an einer x-beliebigen Straßenkreuzung in Idaho oder Arkansas fabriziert wird, der kann unmöglich glauben, dass die Amis nach einem tatsächlichen Raketenabschuss mehr und anderes zielgenau getroffen hätten, als ein verrostetes, im Wind quietschend schaukelndes Schild, das den Weg zur „Luna Bar" weist. Aber das nur nebenbei.

Was die Amis jetzt im Sinn haben, ist wirklich revolutionär und einzigartig. Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit vollzogen sich die Forschungen für ein bahnbrechendes Experiment auf zwei parallelen Gleisen, um der Weltöffentlichkeit vorzuenthalten, auf was das tatsächlich hinzielt. Experiment eins läuft schon geraume Zeit und hat das Ziel herauszufinden, wie unterbelichtet, wie infantil und vollkommen frei von geringsten Wissens- und Verstandesspuren jemand sein kann, um doch noch vom amerikanischen Volk zu seinem Präsidenten und mächtigsten Staatenlenker der Welt gewählt zu werden.

Experiment zwei wurde von einer Firma im Silicon Valley durchgeführt, wie erst kürzlich bekannt wurde, als man stolz mit ersten Ergebnissen aufwartete: Es sei gelungen, bei elf männlichen Probanden durch eine medikamentös herbeigeführte Regeneration der Thymusdrüse die Lebensuhr ein paar Jahre nach hinten zu drehen. Die Herren wurden künstlich verjüngt. Als Vierzigjähriger eingeschlafen – als Dreißigjähriger wieder aufgewacht sozusagen. Das ist, denkt man's weiter, nichts anderes als der Anfang von der Entdeckung der Unsterblichkeit. Da fällt's nicht mehr schwer, eins und eins zusammenzuzählen: Die Amerikaner arbeiten in Wahrheit an nichts anderem als an der Klonherstellung des ultimativen, unsterblichen Vollpfosten, von dem sie sich bis in alle Ewigkeit regieren lassen können. Und sie werden berauscht sein von dieser Vorstellung – zumindest die Hälfte aller Amerikaner. „Make America mad forever".

Dass dem Bajuwaren eine solche Vision des ewigen Lebens nur Angst und Schrecken einflößen kann, steht auch fest. Wir haben unsere Lektion schon gelernt. Weil wir den Brandner Kaspar irgendwann mal in unserem Leben gesehen haben … ich ungefähr zwei Dutzend Mal. Darin wird's uns genau vorexerziert, was passiert, wenn man die himmlische Vorsehung und den göttlichen Weltenplan so dreist durcheinander bringt, zum Beispiel indem man den Boandlkramer besoffen macht und beim Kartenspiel bescheißt. Da kann dann schon das ewige Leben dabei herausspringen – aber was fängt man damit an? Das ewig Gleiche und sich stets nur Wiederholende kann regelrecht zum Horror werden. Irgendwann wird selbst die 3187. Auerhahnbalz im Frühjahr fad, und wenn die Rehpirsch im Herbst eh der vom Vorjahr aufs Haar gleicht oder der vor 156 Jahren oder gar 8715 Jahren … Da kann einem das ewige Leben fei sauber zu lang werden. Und dann werden Forschungen anfangen, wie man diesen ewigen Kreislauf wieder anhalten kann.

Irgendwann werden sie halt den Tod wieder erfinden müssen. Aber dass das im amerikanischen Silicon Valley passieren wird, das es dann vielleicht auch noch gibt, halte ich für eher unwahrscheinlich. In diesem Amerika, würde ich ihnen ja fast wünschen und gönnen, da sollen sie sich irgendwann gegenseitig auf die Zehen steigen, weil absolut kein Platz mehr ist, vor lauter dauer-jungen, ewigkeits-gesunden Sunny-Boys und Sunny-Girls. Dann kommen sie vielleicht auf die Idee: „Bevölkern wir halt den Mond." Und dann werden sie sich sagen: Da waren wir ja noch nie und wissen auch gar nicht, wie man da hinaufkommt.

UNSER BAYERN
Zweimonatliche Beilage der Bayerischen Staatszeitung
Herausgeber:
Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH,
Arnulfstraße 122, 80636 München
Redaktion:
Karin Dütsch (V.i.S.d.P.)
Druckvorstufe: Compumedia, München
Druck: Vogel Druck und Medienservice GmbH, Würzburg
Unser Bayern wird gedruckt auf mit dem blauen Umweltengel zertifiziertes Papier aus 100 % Altpapier

Dünnhäutige Helden

Das Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke in München feiert sein 150-jähriges Bestehen

Eigentlich ist man ganz froh, dass einen all die Götter, Heroen und Potentate meist nur mit leerem Blick verfolgen oder ohnehin über einen hinwegschauen. Wenn all die Augen dieser Skulpturen farbig gefasst wären, wie sie es in der Antike waren: Das reinste Spießrutenlaufen wäre das für den Museumsbesucher. Vor allem für den, der ausnahmsweise in den Speicher unterm Glasdach darf und dort auf Augenhöhe das „Heer" der römischen Porträtköpfe abschreitet. Beim blankweißen Konterfei des Agrippa ahnt man den kritischen Blick unter zusammengezogenen Brauen und dass mit diesem Staatsmann einst wohl nicht locker zu plaudern war. Und Lucius Verus, der Adoptivbruder, Schwiegersohn und Co-Kaiser von Mark Aurel mit den faszinierend markanten Brauenbögen: Der hatte bestimmt einen bannenden Gebieterblick, der einem durch und durch ging. Ach je, und will der Römer, der vermutlich der Feldherr Marius war, einen gar ansprechen und zurechtweisen? Gerunzelte Brauen und der geöffnete Mund lassen das argwöhnen und schnell weitergehen – vielleicht zum stummen Plausch mit der geradezu lieblich wirkenden Kaisertochter Iulia Titi über ihre auffallende Lockenfrisur. Oder zu Titus, der wenigstens ein wenig lächelt: Sicher würde der damals für seine Wohltaten gerühmte Kaiser von Hilfsmaßnahmen nach dem Ausbruch des Vesuv erzählen. Aber man könnte ihn auch mal ausfragen zur Zerstörung von Jerusalem: Ob sich dann sein Blick auch verfinstern würde?

RIESIGER BESCHÜTZER. Nachts allein in diesem Museum könnte mit einem ganz schön die Phantasie durchgehen und man ist erleichtert, schon gleich beim Eintritt in den ersten Lichthof einen Beschützer auszuspähen, sollten all die Helden der Antike wie von Pygmalion zum Leben erweckt ihren Ruhestörer vertreiben wollen: Der gut drei Meter hohe Herkules (griechisch Herakles) Farnese. Der muskulöse Halbgott steht so lässig auf seine Keule gestützt da und schaut obendrein geradezu gutmütig auf das Gewimmel zu seinen Füßen: Er würde einen sicher retten.

Aber der heldenhafte Kämpfer ist ebenso wie all seine Kolleginnen und Kollegen in diesem musealen Olymp selbst ganz schön dünnhäutig. „Nur ein bis zwei Zentimeter dick sind die Wandungen", verrät Andrea Schmölder-Veit, die sich mit Nele Schröder-Griebel die Museumsleitung teilt. Und dann sind sie auch nur aus Gips. Die ganze, massiven Marmor imitierende Kraftprotzerei des Herkules ist Fake – respektive der Abguss einer Kolossalfigur tatsächlich aus Marmor, die im Archäologischen Nationalmuseum Neapel zu finden ist. Diese ist zwar das Original in Bezug zum Abguss, selbst aber auch nur ein „Abbild": Die

Ausstellung zum Jubiläum

Blickfang im Museum für Abgüsse ist der gut drei Meter hohe Herkules Farnese. Um ihn geht es auch in der Sonderausstellung *Lebendiger Gips*, die das Museum ab 16. Oktober anlässlich seines Jubiläums zeigt. In der Schau mit rund 100 Exponaten wird nicht nur die Geschichte der Sammlung reflektiert, sondern auch die Funktion solcher Sammlungen heute. Museumsdirektor Stefan Ritter – hier mit den beiden Kustodinnen Andrea Schmölder-Veit und Nele Schröder-Griebel – sagt dazu: „Abgüsse antiker Statuen gewinnen im virtuellen Zeitalter unvermutet eine neue Spannkraft: Als körperhaftes Gegenüber vermögen sie es, die handgreifliche Präsenz von Skulpturen erfahrbar zu machen und den Betrachter zur direkten Auseinandersetzung herauszufordern."

FOTOS: JAN KOPP, HORST ZIEGLER

Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke, Haus der Kulturinstitute, Katharina-von-Bora-Straße 10, 80333 München. *www.abgussmuseum.de*

originäre künstlerische Bildidee zur Figur stammt vom griechischen Bildhauer und Erzgießer Lysipp. Doch seine um 320 v. Chr. geschaffene Figur ist verloren gegangen – sie war aus Bronze und wurde wohl wie so viele andere griechische, eherne Skulpturen im Laufe der Zeit eingeschmolzen. Erst gut 500 Jahre später fertigte der Bildhauer Glykon eine römische Kopie dieses Herkulesstandbildes an – eben jenes aus Marmor. Der Bedarf an solchen Kopien und Nachbildungen war zu seiner Zeit groß: Die Begeisterung für die griechische Kultur, die einst ein Weltreich durch und durch geprägt hatte, war bei den Römern ungebrochen.

BOOM IM 19. JAHRHUNDERT. Aber Marmor für weitere Kopien, vor allem auch die Arbeitsleistung von Steinmetzen wäre zu teuer gekommen für all die Sammlungen, die Jahrhunderte später, vor allem im 19. und frühen 20. Jahrhundert in ganz Europa und Amerika aus dem Boden schossen und die weit mehr als nur mit einer Herkulesfigur den Topkanon der antiken Kunst räumlich komprimiert darstellen wollten – und zwar nicht in elitär-herrschaftlicher Abgeschiedenheit sondern in Lehrsammlungen und in öffentlich zugänglichen Gebäuden. Zum Studium des Schönen und Guten in der Kunst waren die Beispiele der klassischen Antike unangefochtenes Ideal des 19. Jahrhunderts. Günstige Gipsabgüsse machten Sammlungen möglich und erlaubten es Bildungsbeflissenen, berühmte Kunstwerke der Antike dreidimensional und meist in der Größe 1:1 bestaunen zu können, ohne kostspielige und zeitaufwendige Studienreisen in den Süden zu den Originalen unternehmen zu müssen.

Im Museumsdepot sieht man den Aufbau von Abgussformen (links) und wie sich Oberflächendetails des Originals in der Form abdrücken. Renommierte Abgussspezialisten signieren ihre Abgüsse.

FOTOS: JAN KOPP

Gipsabgüsse galten jedoch nicht einfach als billige Surrogate von Originalen, man schätzte sie wegen ihrer Abstraktion vor allem für Lehrzwecke: Die Stofflichkeit von Marmor, seine Oberflächenpolitur und auch (mehr-)farbige Äderung im Gestein lenkten den Betrachter des Originals eher ab, der reinweiße Abguss hingegen lasse die plastische Form in besserem Licht dastehen – und zwar wörtlich in physikalischer Hinsicht gemeint, weshalb zum Beispiel der namhafte Archäologe und Kunstschriftsteller Johann Joachim Winckelmann schon im 18. Jahrhundert für Abgüsse plädierte.

HELLENISMUS UNTER LUDWIG I. Durch und durch infiziert von der Antikenbegeisterung war Bayerns König Ludwig I. – seine bauprogrammatische Umwandlung Münchens führte zum Schlagwort „Isar-Athen". Dessen Aushängeschild ist der Königsplatz mit der Glyptothek, der Antikensammlung und den Propyläen. Vieles gerade aus Ludwigs Privatsammlung antiker Kunst ist dort noch immer ausgestellt. Aber das Feuer der Begeisterung wollte nicht so recht auf die Münchner übergreifen, auch nicht auf seine Nachfolger. Aus finanziellen Gründen züngelte es auf Sparflamme. An einer modernen wissenschaftlichen Aufarbeitung der Bestände mangelte es.

MATERIAL FÜRS VERGLEICHENDE SEHEN. Doch dann kam der Archäologe Heinrich Brunn aus Rom an die Münchner Universität. 1865 übernahm er als erster Professor den neugeschaffenen Lehrstuhl für Klassische Archäologie. In sein Aufgabengebiet fiel auch die Betreuung der antiken Originale in den verschiedenen Museen und Sammlungen. Vor allem war Forschungsarbeit zu leisten. Brunns grundlegende Methode war die „archäologische Sehschule": Jedes Stück, jede Form sollte systematisch analysiert werden. Das geht über in den Begriff des noch immer aktuellen kunstwissenschaftlichen Terminus vom „vergleichenden Sehen".

Wollte man die Entwicklung der antiken Kunst beschreiben, musste man intensiv Kopienkritik betreiben. Dazu brauchte Brunn Vergleichsbeispiele, und zwar viele. Ja, Fotografien und Zeichnungen sollten dazu natürlich auch herangezogen werden, aber besser erschienen ihm Abgüsse. Er beantragte Geld für ein entsprechendes Museum, doch in der Ministerialbürokratie wur-

Eine Reihe von Aphroditen (rechts) scheint im ersten Lichthof dem Museumsbesucher zum „vergleichenden Sehen“ auffordernd entgegenzublicken. Die Skulpturen sind römische Kopien von ein und demselben griechischen Original. FOTO: JAN KOPP

de das Projekt auf die lange Bank geschoben. Erst als er drohte, in München hinzuwerfen und nach Wien zu gehen, machte das Kultusministerium eine erste Tranche von 1800 Gulden locker. Das war 1869 und somit das Gründungsjahr des noch heute existierenden Museums für Abgüsse Klassischer Bildwerke. Damals hat man das allerdings nicht so verbindlich gleich für eine so feste Institution betrachtet: Das Geld war nur für einige Abgüsse als dringend benötigtes archäologisches Lehrmaterial gedacht. Die Mittel für eine systematische Sammlung hingen vom Landtag ab. Aber bei den Beratungen 1870 ging das Projekt leer aus. Selbst Brunns Mahnen, dass alle anderen großen Universitäten außerhalb Bayerns bereits über solche Lehrsammlungen verfügten, stachelte die Abgeordneten nicht auf.

HEIMSTATT IN DEN HOFARKADEN. Sieben Jahre später ein Lichtblick, wenn auch nur in ein kaum besseres Kellerloch: In den Hofgartenarkaden an der Münchner Galeriestraße, in einem Raum, wo winters Parkbänke eingelagert waren, durfte Brunn seine – zwischenzeitlich unter anderem in Gängen vor dem Münzkabinett und im Jesuitenkolleg zwischendeponierten – 379 Abgüsse unterbringen. Und einen jährlichen Etat in Höhe von 1500 Mark konnte er fortan ebenfalls verwalten. Als er 1894 starb, zählte die Sammlung 1050 Abgüsse und gut 4500 Fotografien.

Dass die Abgusssammlung noch auf Jahre hinaus in dem feuchten Provisorium ausharrte, mag allerdings auch an Adolf Furtwängler, dem Nachfolger Brunns als Sammlungsleiter, gelegen haben. Er wollte wohl unbedingt sein eigenes „Ding“ machen, reichte zwischen 1894 und 1906 neun Pläne für ein eigenständiges Museum ein – erfolglos. So ließ er auch ein attraktives Angebot letztlich links liegen: Das ab 1899 leerstehende frühere Domizil des Nationalmuseums an der Maximilianstraße. Dort hätte er sich aber mit der Sammlung christlicher Bildwerke arrangieren müssen. Die Sammlungsleiter konnten sich nicht einigen – lachender Dritter war das Deutsche Museum. Heute befindet sich dort das Museum Fünf Kontinente.

RÄUMLICHER KOLLAPS. Die Abgusssammlung an der Galeriestraße wurde trotzdem eifrig ausgebaut, jedenfalls was den Bestand anging: 1929 waren es 2373 Abgüsse und 16 700 Gemmen; die Fotosammlung umfasste 28 300 Dokumente. Die Mehrung führte allerdings zum räumlichen Kollaps. Paul Wolters, Sammmlungsleiter von 1908 bis 1929, erinnerte sich 1926: „Die Museumsbesucher hielten die zusammengepferchten Abgüsse für wertlosen Plunder. Was zum Abschlagen reizte, wurde abgeschlagen, wo Platz zum Verewigen lockte, wurden die üblichen Schmiere-

reien angebracht." Im Museum gab es nur eine einzige Aufsicht. Im September 1919 wurde es geschlossen.

„Aus den Augen, aus dem Sinn": Damit war für Paul Wolters 1926 Schluss. Frei werdende Räume in der Galeriestraße requirierte er einfach und installierte dort ohne offizielle Genehmigung eine Ausstellung mit Abgüssen von Jünglingsstatuen – und zwar nicht als Dekoration der Architektur, sondern freistehend als eigenständige Kunstwerke, die man umrunden konnte. Das war neu in der Szene. Die Besucher waren begeistert, es gab Presselob. Und plötzlich war ein anständiges Museum für die hochkarätige Sammlung überregionales Gesprächsthema. Es tat sich etwas: Die Räume wurden um- und ausgebaut, die Sammlung neu eingerichtet – und wieder als Museum geöffnet. Wenigstens für ein paar Jahre. Denn 1937 musste die Sammlung der berüchtigten Ausstellung *Entartete Kunst* weichen. Erst 1938 konnte sie ihr Quartier für eigene Belange wieder eröffnen.

ZERSTÖRT IM ZWEITEN WELTKRIEG. Dann die Katastrophe: Viele Münchner Kunstschätze wurden im Zweiten Weltkrieg rechtzeitig evakuiert – die Abgüsse nicht. Die Sammlung wurde zerstört. Von 2398 Inventarnummern haben nur zwölf überdauert – zum Beispiel die sogenannte Wiener Amazone und ein Kopf, der als Bildnis der griechischen Dichterin Sappho gedeutet wurde. Ein 25 Jahre dauerndes Vakuum sollte folgen, auch wenn die Institution personell fortbestand, was sich aus der Verzahnung mit dem Lehrstuhl ergab. Beim Wiederaufbau hatte die „wertige" Kunst Vorrang, also die Wiedereröffnung von Glyptothek und Antikensammlung. Sicher spielte auch mit, dass der Zeitgeist die an antiken Vorbildern orientierten Bildungsideale über den Haufen warf, mancherorts wurden gerade Gipsfiguren Opfer von Bilderstürmern, so geschehen in Paris.

Räumlich war man seit 1949 im ehemaligen Verwaltungsbau der NSDAP am Königsplatz untergebracht. Schon die Amerikaner hatten ihn für die Kunst genutzt: Dort befand sich ihr Central Art Collecting Point, die zentrale Sammelstelle für von den Nationalsozialisten konfiszierte Kunstgegenstände. Das Haus sollte eine Adresse für Kultur bleiben – heute heißt es Haus der Kunstinstitute und beherbergt das Archäologische Institut der LMU, das Zentralinstitut für Kunstgeschichte, das Institut für Ägyptologie und Koptologie der LMU, die Staatliche Graphische Sammlung, die Verwaltung der Staatlichen Antikensammlungen und Glyptothek – und eben das Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke. Letzteres konnte sich dort aber erst ab 1976 wieder Schritt für Schritt etablieren, als Paul Zanker den Lehrstuhl für Klassische Archäologie an der LMU übernahm und sich auch um den Wiederaufbau der Abgusssammlung kümmerte. Freistaat, Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Thyssen-Stiftung zeigten sich spendabel – heute sind im Inventar wieder rund 2000 Nummern aufgelistet.

Auf den Galerien der beiden Lichthöfe (links) sind Kleinplastiken ausgestellt. Im Foyer des Lichthofs Süd (unten) überragt ein *Archaischer Kouros* alle anderen Figuren. FOTOS: JAN KOPP

NEUEN FUNDUS AUFBAUEN. Dabei ging es aber nicht um die Rekonstruktion der zerstörten Sammlung, Zanker baute ein neues Arsenal auf. „Die orientierte sich natürlich an den Anforderungen für die wissenschaftliche Forschung", erzählt Nele Schröder-Griebel, die sich mit Andrea Schmölder-Veit die Museumsleitung teilt. „Man brauchte wieder einen Fundus, den jede vergleichbare Lehrsammlung im Repertoire hat." In Deutschland gibt es drei weitere renommierte Abgusssammlungen dieser Größe: in Berlin, Bonn und Göttingen.

Dessen ungeachtet hat Paul Zanker dafür gesorgt, dass die Münchner Sammlung doch ein besonderes Profil bekommen hat: Er brachte eine Reihe von römischen Porträts mit und baute diesen Schwerpunkt noch weiter aus. Rund 400 Porträts aus der Zeit vom ersten vorchristlichen bis zum fünften nachchristlichen Jahrhundert hat die Sammlung heute. Nur wenige davon sieht man allerdings in den Ausstellungsräumen, in erster Linie im Untergeschoss, wo einige Prominente der Geschichte korrespondierend mit Kaiserreliefs aufgestellt sind: „Mehr auszustellen würde wenig bringen, das wäre für die Besucher, vor allem für Schüler zu monoton", erklärt Andrea Schmölder-Veit. „Zu Forschungszwecken darf man aber in unser Depot unterm Dach. Freilich nur in Begleitung. Bei Bedarf holen wir Porträtköpfe auch runter in die Ausstellungsräume."

IDEAL UND NICHT INDIVIDUELL. Einst standen solche Porträtköpfe und -büsten – und zwar nicht nur von Herrschern – in öffentlichen Räumen. Auch mancher wohlhabendere Bürger stellte sich im heimischen Bereich einen Kopf auf, der vielleicht einen Philosophen darstellte, oder er leistete sich ein plastisches Porträt gleich von sich selbst. „Man darf sich aber nicht täuschen lassen, diese Porträts tragen kaum individuelle Züge, obwohl Mimik und Gesichtsausdruck das vermuten lassen könnten", warnt Andrea Schmölder-Veit und deutet exemplarisch auf einige der Köpfe in den Depotregalen: „Die Darstellung der Physiognomie richtet sich immer nach den moralischen und politischen Idealvorstellungen der Zeit. Für den Altersweisen, den Gewieften und den Erfahrenen, um nur einige Beispiele zu nennen, gab es einen einschlägigen Formenkanon in der Porträtkunst."

Die Sammlung bevorratet jedenfalls genügend Beispiele für das „vergleichende Sehen" – nicht nur auf dem Gebiet der Porträtkunst, sondern auch bei ihrem anderen Schwerpunkt, der hellenistischen Skulptur. Gleich im ersten Lichthof empfangen den Besucher eine Reihe von Aphroditen. Das Besondere: Sie sind alle römische Kopien von nur wenigen griechischen Vorlagen. Da lassen sich nicht nur die römische Interpretation und Veränderung des griechischen Vorbilds analysieren, es können obendrein unterschiedliche Stile der römischen Kopisten beschrieben werden.

SPEZIELLE AURA. Aber da mögen die Aphroditen in ihrer so überirdisch schönen Nacktheit selbst in geballter Zahl noch so sehr um Beachtung buhlen: Sie lassen nicht wenige Menschen in diesem Museum schlichtweg kalt. Weil diese eben nur schnell durch die Sammlung zu einer der anderen Institutionen im Haus eilen, oft tagtäglich. Andere bleiben kurz auf einer Bank neben der schlafenden Ariadne sitzen, um Unterlagen zu sortieren. Das Miteinander der Institutionen unter einem Dach gibt dem Museum, das erst seit 1991 regelmäßig unter der Woche geöffnet hat, eine ganz spezielle Aura: etwas Alltägliches – darin aber doch etwas Ungewöhnliches, das es über die räumliche Funktion eines bloßen Durchgangs

in einem Bürogebäude erhebt. Es herrscht eine manchmal geradezu andächtige Ruhe, es wird nur gewispert. Das mag vermutlich weniger aus Respekt den Gottgleichen in Weiß gegenüber geschehen, als vielmehr der tatsächlichen Museumsbesucher wegen.

Und die sind recht heterogen. Da spaziert manch Einheimischer einfach mal so durch, als würde er eine Stippvisite machen und kontrollieren, ob noch alles da ist (der Eintritt ist übrigens kostenlos). Dazwischen eindeutig Touristen, identifizierbar an Kameras und Reiseführer. Es sind zur Zeit mehr als sonst: „Man merkt, dass die Glyptothek sanierungsbedingt geschlossen ist", hat Andrea Schmölder-Veit beobachtet. Und in der Abgusssammlung ist eben manches zu sehen, was in der benachbarten Glyptothek im Original zu finden wäre. Prominente Beispiele sind die *Trunkene Alte*, der Barberinische Faun, allerdings im Abguss ohne das ergänzte rechte Bein, sowie die berühmte Eirene, Personifikation des Friedens.

Hin und wieder nehmen auch Modeschüler einen der Lichthöfe in Beschlag um ihre Arbeiten vorzuführen. Auch Filmteams schätzen es als Kulisse: So spielen dort zum Beispiel Szenen der zehnten (noch nicht ausgestrahlten) Folge von *München Mord*. Während der Dreharbeiten hat Marcus Mittermeier alias Kriminalhauptkommissar Neuhauser ein Selfie von sich vor der Laokoongruppe im Netz gepostet: „Ich war erst kurz zuvor in den Vatikanischen Museen in Rom und habe dort das Original gesehen. Ich habe mich gefreut, dass ich die Gruppe hier aus allernächster Nähe betrachten konnte", schwärmt der Schauspieler. Er verrät, worum es in der Serienepisode *Was vom Leben übrig bleibt* geht: Ein Bestatter zieht sich öfters in das Abgussmuseum zurück um die Ästhetik der Körper von Toten und Lebenden zu studieren. Während der Dreharbeiten hatte Marcus Mittermeier Zeit, sich ein wenig im Museum umzuschauen, das er bis dahin nicht kannte: „Ich war neugierig, dann aber verwirrt, weil mir das alles ein bisschen wahllos zusammengestellt vorkommt. Mir fehlen Erklärungen. So ist das eher ein Museum für Fachleute."

Für Studierende ist das Abzeichnen von Exponaten eine Herausforderung. Nach wie vor hat das Museum den Charakter einer Lehrsammlung. FOTO: JAN KOPP

ABZEICHNEN ALS HERAUSFORDERUNG. Man entdeckt im Haus der Kulturinstitute auch nicht wenige junge Menschen mit Klappstühlen unterm Arm: Sie suchen sich mal zielsicher, mal überlegend eher ruhige Ecken in der rund 500 Quadratmeter großen Ausstellungsfläche. Es sind Studierende der Archäologie ebenso wie der Kunstgeschichte. In beiden Disziplinen ist das intensive Studium und gar Abzeichnen der Exponate – seien es Architekturmodelle oder Figuren – noch immer eine Herausforderung. Und natürlich gilt für sie auch heute: Reisen zu den Originalen in Rom, Neapel, Paris, London, Berlin oder Dresden, um nur die prominentesten Stationen zu nennen, kosten Zeit und Geld. Und dann wäre so ein geradezu intimes Betrachten und Umrunden auf Augenhöhe wie im Münchner Museum nicht möglich.

KEINE AUFSICHT. Ins Museum kommen zudem große Besuchergruppen, vor allem viele Schulklassen. Aber ohne Anmeldung geht da nichts. „Mehr als zwei Gruppen gleichzeitig können wir nicht bewältigen", sagt Museumschefin Schmölder-Veit, „zum einen der Betreuung wegen, zum anderen, weil es keine einzige Aufsichtsperson in den weitläufigen Ausstellungsräumen gibt." Verwiesen sei an das Zitat von 1926 und an die Schließung der Sammlung 1919 wegen Vandalismus (Seiten 5 und 6 dieser Ausgabe).

Offensichtlichen Vandalismus gibt es aber nicht im Museum. „Wenn mal ein Studierender beim Maß nehmen mit seinem Bleistift zu nah an eine Figur kommt, dann lässt sich das relativ leicht wieder entfernen", sagt Nele Schröder-Griebel. Problematischer sind Unfälle, wenn jemand aus Versehen an eine Figur rempelt – so geschehen im vergangenen Jahr beim *Mädchen von Antium*, deren Opfertablett zu Bruch ging. Mit voller Absicht muss jemand sich an einer kleinen Dionysos-Statuette vergangen haben: Der halbe Unterschenkel ist weggebrochen.

Hunderte von römischen Porträtköpfen lagern im Depot zwischen den beiden Glasbedachungen. In Ausnahmefällen darf man in Begleitung dort hinauf. FOTO: JAN KOPP

UNVORSTELLBAR FRAGIL. Eines darf man nämlich nicht vergessen, bei all der im Museum zur Schau gestellten übermenschlichen Kraft und Schönheit: Sie ist unvorstellbar fragil. Davon kann Daniel Wunderlich anschaulich erzählen, wenn er pragmatisch demonstriert, wie er die Heroen der antiken Mythologie im wirklichen Leben in Bewegung setzt. Als wären es die sprichwörtlichen Samthandschuhe, streift er sich weiße aus feiner Baumwolle über und legt Hand an den splitterfasernackten Apoll – freilich keinesfalls an den Körper des griechischen Gottes (auch der sittlichen Reinheit), sondern an den Baumstumpf, auf den sich der Zeus-Sohn stützt. Aber selbst dort suchen die Hände erst vorsichtig einen idealen Druckpunkt, bevor die überlebensgroße Skulptur auf ihrem Sockel sanft angeschoben wird. „Der Baumstumpf ist recht stabil und nicht so feingliedrig. An ihm kann nichts so leicht abbrechen, wie zum Beispiel von Figuren, die Gewänder mit stark bewegtem Faltenwurf haben. Würde man dort anpacken, hätte man gleich ein Stück abgebrochen." Auch an manch ausgestrecktem Arm, mag er noch so muskulös aussehen, sollte man lieber nicht ziehen, warnt Daniel Wunderlich: Man hätte ihn sofort in Händen. Und bei der Figurengruppe der Diana mit dem Hirsch reizt zwar der Griff zwischen die Hörner, um das Ensemble anzuschieben – aber dann hätte man den Tierkopf samt Hals wohl sofort vom Rumpf getrennt: Er ist nur aufgesteckt.

„Und dann erst der Protesilaos!", wirft Daniel Wunderlich ein, der all die statischen Macken der stummen Heroen bestens kennt. Der Krieger scheint im Heranstürmen zurückzuschrecken und abzubremsen – mitten in der Bewegung erstarrt hat ihn ein Bildhauer einst erschaffen. „Ein leichtes Ruckeln zum Beispiel über eine Bodenkante genügt, und er würde stürzen, wenn man beim Halten nicht richtig die Schwerpunkte beachtet", warnt der Schreiner und Archäologe, der freilich auch weiß, wie er diesen Kämpfer packen muss.

HEIKLER BALANCEAKT. Wieso umgreift er nicht einfach die Sockel mit ihren Rollen und schiebt oder zieht diese? „Da würde sich manche Skulptur schnell verselbstständigen, weil sie nämlich unbefestigt auf dem Sockel steht." Und das auch noch oft nur auf einem Bein: Die hellenistischen Bildhauer hatten sich wohl gegenseitig übertreffen wollen, was die Darstellung von Bewegung betrifft: Viele Figuren sind in geradezu expressiver Manier raumgreifend. So zum Beispiel die Zweifigurengruppe der *Tyrannenmörder* (das Original befindet sich im Nationalmuseum Neapel) oder die Kentauren Furietti und Borghese (Museo Capitolino, Rom und Louvre, Paris). Die Künstler konnten sich solche exaltierten Spielereien dank des Bronzegusses erlauben. Doch schon die Kopisten hatten mit manch waghalsiger Statik zu kämpfen: Ein Marmorhüne mit nur schmalen Fesseln – der Bruch wäre absehbar. Also erfanden die römischen Kopisten stützende Zutaten: Oft sieht man Baumstümpfe, die die Komposition im Gleichgewicht halten.

Indes: In der Gipsversion potenzieren sich die Probleme mit der Statik. Für mehr Stabilität sorgt, dass die Baumstümpfe ab und an dicker oder massiv gegossen werden, gleiches gilt für die Knöchel. Am aufgebrochenen Unterschenkel des Dionysos sieht man zudem eine Armierung.

KULANTE HILFE AUS DER GLYPTOTHEK. Seiner Beschädigung wegen ist der Gott des Weines derzeit aus der Dauerausstellung in den musealen Hades verbannt: Im zweiten Untergeschoss des Hauses wartet er neben anderen Skulpturen auf seine Restaurierung. „Wir haben keinen eigenen Restaurator", bedauert Andrea Schmölder-Veit, „wir bräuchten dringend einen im Haus". Allerdings sind die Kollegen von der Glyptothek dem Museum „äußerst kollegial verbunden und helfen uns oft kulanterweise", freut sich die Museumschefin. Wichtige Ersthelfer sind Horst Ziegler und sein Kollege Daniel Wunderlich. Gerade weil sie es sind, die mit den Figuren dieses ausgesprochen mobilen Museums (was den Charakter einer Lehrsammlung stützt) tagtäglich zu tun haben, wissen sie am ehesten, wo sofortige Sicherungsmaßnahmen vonnöten sind. Beispielsweise stecken Satyr und eine Mänade so sicher in „Stützverbänden", dass ihr neckisches Treiben („Aufforderung zum Tanz") nicht so schnell in die Brüche gehen kann.

Die drei linken Felder des farbig gefassten Parthenonfrieses sind „rückrestauriert" worden: Sie zeigen die historisch gesicherte Farbe. FOTO: JAN KOPP

Das Kellerdepot ist freilich nicht nur die „Krankenstation". Dort lagern auch Doubletten als willkommene Tauschkandidaten. Und immer wieder gastieren dort auch Exponate aus der Dauerausstellung. „Es kommt vor, dass Besucher tatsächlich prominente Stücke vermissen und danach fragen." Gerade sieht man im dichten Skulpturengedränge zum Beispiel den *Sterbenden Gallier* aus Rom, der häufig auch einen Platz in einem der Lichthöfe findet.

HAUPTATTRAKTION IST DER PARTHENON. Wohl niemals aus der Dauerausstellung wird das Modell des Parthenon entfernt werden. Ein Grund ist seine Größe: „Als es hierher gebracht wurde, musste es geschickt zerteilt werden, damit es überhaupt durch die Türen passte", erzählt die Museumsleiterin Nele Schröder-Griebel und deutet auf die nur wenig sichtbaren „Narben" an den Säulen. Im Modellmaßstab 1:20 ist es 4,09 Meter lang, 1,73 Meter breit und 1,06 Meter hoch (mit Sockel 2,26 Meter) und wiegt 1,7 Tonnen.

Abgesehen vom logistischen Aufwand, würde man das Modell aber auch deshalb nicht entfernen, weil es eine Rarität und „unbestritten die Hauptattraktion des Museums ist", sagt Muse-

Die Götter sind ganz schöne Mimosen, wenn man Hand an sie legt. Museumstechniker Daniel Wunderlich wählt beim Apoll im Belvedere den relativ stabilen Baumstumpf als Druckpunkt. Besondere Vorsicht ist bei Abgüssen mit bewegt-faltigen Gewändern geboten. FOTOS: JAN KOPP

umschefin Schmölder-Veit. Seit 2005 ist es im Museum – ein solches Modell des wohl berühmtesten Baudenkmals der griechischen Antike, das Athen auf der Akropolis überthront, gibt es sonst nirgendwo. Man kann es im zweiten Lichthof (Süd) umrunden – und reinlugen in das Jungfrauengemach, wie die Übersetzung von Parthenon aus dem Griechischen lautet. Wie eine Riesin steht darin die Athena – zwölf Meter hoch soll das kolossale Kultbild gewesen sein. Sichtbare Hautpartien waren wohl aus Elfenbein gearbeitet, ihr bodenlanges Gewand aus Gold. Das ergeben jedenfalls schriftliche Quellen. Die Statue ist eine Rekonstruktion aufgrund schriftlicher Quellen – wie ohnehin der gesamte Tempel. Das Originalbauwerk diente zeitweise nämlich als Munitionslager und flog im Krieg gegen Venedig 1687

in die Luft. Fragmente davon verschafften die Engländer in ihre Museen. Gut, dass nur wenige Jahre vorher der französische Zeichner Jacques Carrey den Parthenon gezeichnet hatte und vor allem dessen Bildschmuck festhielt – und zwar in seiner damals erhaltenen Farbigkeit. Carreys Zeichnungen würden sich die Restauratoren vornehmen, wenn sie das Modell im Abgussmuseum erneut unter ihre Fittiche nehmen würden. Das Modell soll, wenn es restauriert wird, in den Zustand des 19. Jahrhunderts versetzt werden, das heißt, es ist angestrebt, die Farbigkeit wiederherzustellen, die sich an den damals vorhandenen Forschungsergebnissen orientierte. Einige Felder am Fries haben Restauratorenhände bereits auf diese Art sichtbar gemacht und zeigen die pastellfarbene erste Fassung des Modells. „Es wäre ein riesiger Gewinn, wenn wir das gesamte Modell so herrichten könnten“, wünscht sich Nele Schröder-Griebel. „Aber das könnten wir im normalen Geschäftsbetrieb nicht stemmen. Für ein solches Großprojekt bräuchten wir eine externe Fachkraft und bestimmt 250 000 bis 300 000 Euro extra.“

Das Modell wurde 1889 angefertigt und war ursprünglich im New Yorker Metropolitan Museum of Art zu sehen. Das hatte wohl aus Platzgründen nicht nur das Parthenon, sondern noch viele andere Abgüsse als Dauerleihgaben abgegeben.

Im „Hades“ des Museums, im zweiten Untergeschoss des Hauses, sieht man beschädigte Abgüsse. Damit die Figurengruppe des Satyr und einer Mänade nicht bricht, haben die Museumstechniker ihr sorgfältig „Stützverbände“ angelegt. Besonders kritisch sind Fesseln und Kniekehlen (links): Dort bilden sich oft Risse. Den demolierten Unterschenkel der kleinen Dionysosstatue (unten) hat allerdings ein Besuchervandale zu verantworten. FOTOS: JAN KOPP

Erst 2018 wurde der „römische Gartensaal" im Museum eingerichtet. Abgüsse von genuin römischer Kunst reflektieren die römische Staatskunst, zeigen einen Kaiser mal in Toga, mal einem griechischen Gott gleich nackt. Im Zentrum ein überaus detailreich gearbeitetes Modell des Konstantinsbogens in Rom – wie das Parthenon eine Dauerleihgabe aus New York. FOTOS: JAN KOPP

Um die 150 Exponate sind allein nach München ins Abgussmuseum gekommen – auch Figurenmodelle, die ebenfalls den Vergleich von Farbrekonstruktionen sichtbar machen. Auch aus der Glyptothek sieht man einige Exponate der einst Aufsehen erregenden Schau *Bunte Götter* (2003).

IDEAL FÜR EXPERIMENTE. Das ist nämlich einer der großen Vorteile von Gipsabgüssen: Sie sind ideal, um an ihnen Farbrekonstruktionen anzustellen. An Originalen würde sich das verbieten. Sie ermöglichen auch Formexperimente: Oft sind nur Fragmente von Originalskulpturen erhalten, nicht selten hat man manchem kopflosen Rumpf halt ein irgendwie passendes Haupt aufgesetzt oder einen Arm angefügt, bei dem man sich die ursprüngliche, aber heute verlorene Haltung mit Phantasie hinzugedacht. In der Münchner Sammlung findet man einige Beispiele, die heute als wahrscheinlichste Rekonstruktionen anerkannt sind. Zum Beispiel die Darstellung der trauernden Penelope, eines äußerst beliebten Statuentyps, wurde doch in der Antike die treu wartende Ehefrau von Odysseus als Idealbild der Frau verehrt. In der Dauerausstellung des Abgussmuseums wird die Forschungsarbeit zu diesem spannenden Puzzle skizziert, 2006 gab es dazu eine eigene Sonderausstellung.

Natürlich bieten 3D-Scans neue Möglichkeiten bei der Forschung und der Rekonstruktion. Das Museum hat zum Beispiel den Abguss des Giebels vom Zeustempel in Olympia vollständig dreidimensional gescannt, bevor es den Abguss dem Münchner Wilhelmsgymnasium als Dauerleihgabe überließ. Japanische Forscher wiederum haben 3D-Scans von Objekten eines Figurentyps gesammelt, die weltweit verstreut sind. Die Scans haben sie übereinander gelegt, um Abweichungen augenfällig werden zu lassen. „Das erweitert zeitgemäß die Methode des vergleichenden Sehens", sagt Nele Schröder-Griebel, „aber solche Scans ersetzen kein Museum, sie sind nur eine wichtige Ergänzung zur Dokumentation. Bei 3D-Drucken hat die Konservatorin aber erhebliche Einwände: „Abgesehen davon, dass solche Drucker noch sehr teuer sind, bieten die Drucke noch längst keinen Ersatz für Abgüsse. Man sieht nämlich die einzelnen Druckschichten, nicht aber ein Abbild der antiken Oberfläche. Und das kann sehr wichtig sein, wie man zum Beispiel an der Laokoongruppe beobachten kann. Im Abguss sieht man, dass die einzelnen Teile aus verschiedenen Steinqualitäten gearbeitet wurden."

Die Penelope und das Parthenon sind die augenfälligsten Beispiele dafür, will man den Wert eines Abgusses beschreiben, der sich eben nicht darauf beschränkt, billiger, beliebig oft und schnell reproduzierbarer Ersatz für ein Original zu sein. „Es hängt vom Kontext ab, was einen Abguss wertvoll macht", sagt Nele Schröder-Griebel und nennt als wesentliche Merkmale:

- Wenn das Original verloren gegangen oder zerstört ist und nur noch der Abguss Referenz für ein historisches Artefakt ist.

• Wenn es nur wenige Abgüsse eines Originals gibt.
• Wenn der Abguss eine besondere Epoche repräsentiert.
• Wenn große Abweichungen vom Original gegeben sind.
• Wenn es ein guter Abguss ist im Vergleich zu anderen.

Zu Letzterem gibt es ein geradezu markantes Beispiel: die „Trunkene Alte". Der Museumsbesucher begegnet ihr zwei Mal, und zwar in perfekter Qualität und in einer geradezu indiskutablen, aus der Form geratenen Version mit grauslig aufgeworfenen Gussnähten, übersät von Luftblasen und einem dicken Gipsklecks auf dem Fuß. Der Fehlguss sieht jenseits seiner didaktischen Funktion so erbarmungswürdig aus, dass man die Alte mit Schild um den Hals zur Spendensammlerin umgewidmet hat. Zur Schutzherrin rauschender Feste im nächtlichen Museum avanciert sie deshalb aber nicht: „Was die Besucher uns spenden, geht alles in die Restaurierungsarbeiten", versichern die Museumsleiterinnen. *Karin Dütsch*

Die legendäre *Trunkene Alte* sieht man in zwei Abgüssen: Einem perfekten und einem miserablen, einem quasi aus der Form gelaufenen. Als solcher bietet die Alte einen dermaßen erbarmungswürdigen Eindruck, dass sie augenzwinkernd zur Spendensammlerin umfunktioniert wurde. FOTO: JAN KOPP

Auf der Agenda

Andrea Schmölder-Veit und Nele Schröder-Griebel leiten seit etwas über einem Jahr das Museum. Priorität hatte für sie das Jubiläum mit der Sonderausstellung und eine Fachtagung zur Geschichte der Sammlung, die im Februar 2020 stattfinden soll. Auf ihrer Agenda zur Weiterentwicklung des Museums stehen aber schon viele Ideen. Unter anderem:

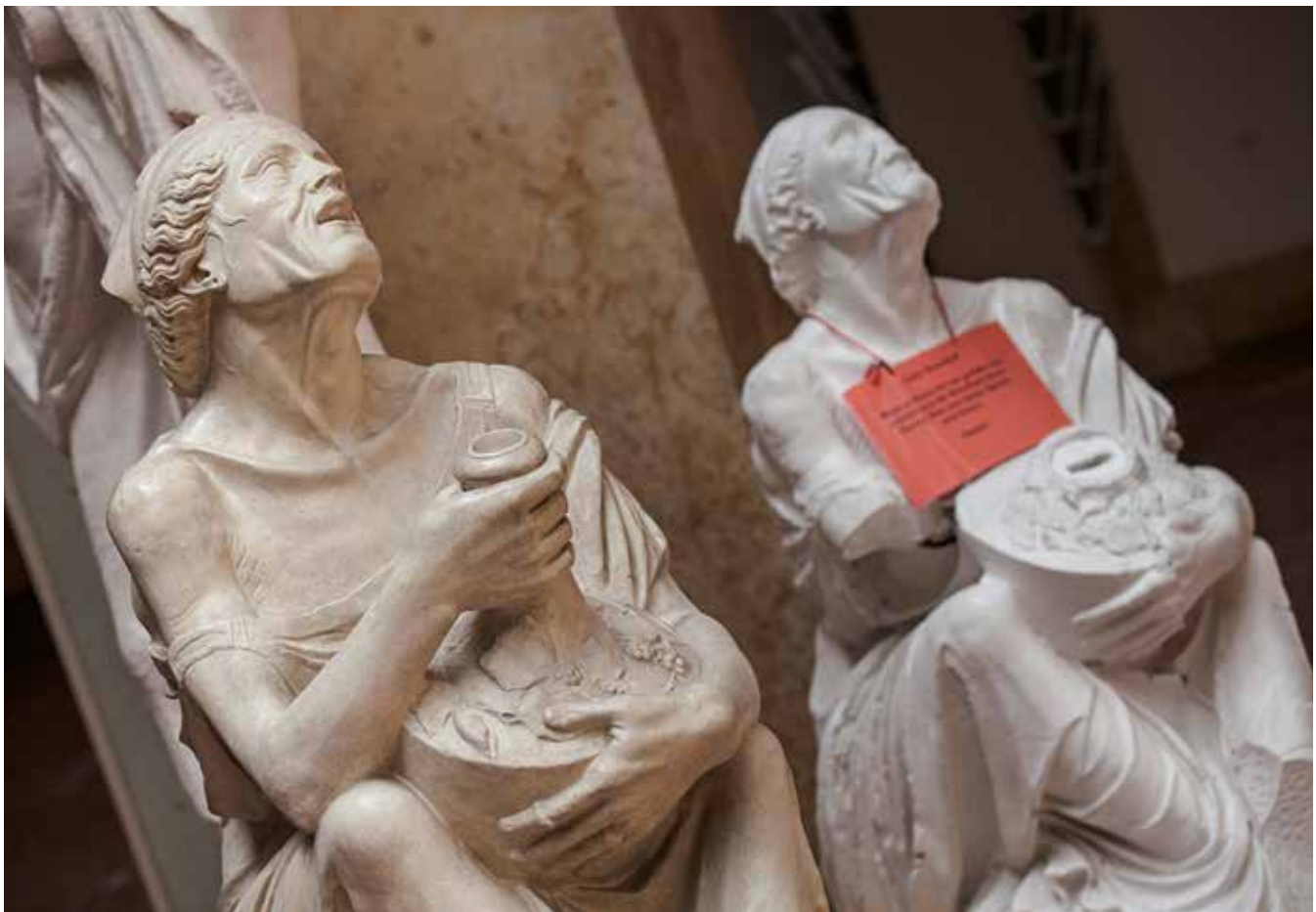
• Sie wollen die Digitalisierung vorantreiben. Zum Beispiel die bestehende Datenbank deutlich erweitern, was vor allem die Fotodatenbank betrifft. App, Webseite und andere Formate (etwa die Teilnahme an Coding DaVinci Süd) sollen mit der digitalen Herangehensweise das Museum auch neuen Besuchergruppen schmackhaft machen.

• Das Informationsangebot im Museum soll deutlich ausgebaut werden: über digitale Angebote statt Schilder. Mediaguides sollen mit Studierenden kreiert werden. Es gelte, neue Formate zu entwickeln, um zukunftsfähig zu bleiben.

• Noch deutlicher machen wollen die Museumsleiterinnen die Stärken der Sammlung: Die seien in der Vielfältigkeit des Bestandes begründet, nicht in der Einzigartigkeit einzelner Stücke als wertvolle Originale. Aufgabe und Chance sei deshalb die Vermittlung von Zusammenhängen, von (antiken) Kontexten, von Bezügen in die Gegenwart.

• Im Zeichen der Mobilität will sich die Sammlung noch mehr neuen Zielgruppen öffnen. Für Zeichenkurse, Blindenführungen oder Veranstaltungen für Senioren können die Statuen speziell arrangiert werden, Stichwort „Barrieren einreißen."

• Sonderausstellungen sollen neue archäologische Forschungen vorstellen. Dabei sind Kooperationen mit dem Institut für Klassische Archäologie München und mit anderen Abgusssammlungen in Deutschland denkbar.



Spaßmacher und Souffleur

Vor 500 Jahren starb nicht nur Kaiser Maximilian, sondern auch sein Hofnarr Kunz von der Rosen

Am 12. Januar 1519 starb Kaiser Maximilian auf der Burg Wels in Oberösterreich. Nur wenig später folgte ihm sein enger Vertrauter Kunz von der Rosen in Augsburg, jener Stadt, in der der Kaiser häufig zu Gast gewesen war. Maximilian, dem „letzten Ritter", wie er gerne genannt wird, widmet das Maximilianmuseum in Augsburg eine groß angelegte Ausstellung. Doch auch der Todestag seines langjährigen Beraters jährt sich heuer zum 500. Mal.

Es ist nur ein einziges gesichertes Porträt dieses Kunz von der Rosen erhalten, gefertigt von Daniel Hopfer, das im Laufe der Zeit in verschiedenen Fassungen neu aufgelegt wurde. Der Stich zeigt einen stattlichen, selbstbewussten Mann, nach Landsknechtsmanier gekleidet, mit dichtem Vollbart und unfrisiertem nackenlangen Haar unter einem Barett; in der Linken hält er einen Bidhänder, also ein Schwert, zu dessen Führung es beider Hände und einiger Kraft bedurfte. Kann man sich vorstellen, dass dieser Mann äffchengleich von Tisch zu Tisch und aufs Fensterbrett springt oder mit glöckchenbehängter Narren- oder Eselsohrenkappe das Narrenszepter schwingend Possen reißt? Nein! Er ist nicht kleinwüchsig, nicht verwachsen oder ellenlang mit spindeldünnen Spinnenbeinen: alles Merkmale, die – verbunden mit Geist und Witz – im Mittelalter einen Mann für den Job des Hofnarren prädestinierten. Und doch wird Kunz von der Rosen stets als Hofnarr des deutschen Königs und späteren Kaisers Maximilian I. bezeichnet.

Zweifel an seinem Aussehen dürfte es nicht geben. Daniel Hopfer und Kunz von der Rosen waren mit Sicherheit gut bekannt: Beide wurden in Kaufbeuren geboren – das genaue Datum kennt man in beiden Fällen nicht. Kunz kam nach neuester Forschung wohl zwischen 1450 und 1460 zur Welt, Daniel Hopfer vermutlich ein Jahrzehnt später. Beide zogen nach Augsburg und erhielten dort das Bürgerrecht. Da lief man sich zwangsläufig über den Weg, noch dazu, weil beide nicht nur in denselben Kreisen und im Dunstkreis Maximilians verkehrten, sondern auch in unmittelbarer Nähe wohnten. Von Hopfer vermutet man die Wohnung zwar in verschiedenen Häusern aber stets nahe dem Dom. In der Jesuitengasse 18, gleich hinter dem Dom, erinnert eine Gedenktafel wiederum an den Bewohner des Hauses von 1506 bis 1519: Kunz von der Rosen, „des Kaisers Maximilian lustiger Rath und treuester Gefährte". Diese Titulierung trifft wohl am Besten auf die Beziehung zwischen Kaiser und Kunz von der Rosen zu. Hofnarr im klassischen Sinn war er sicher nicht, aber Berater allein wäre wohl auch zu kurz gegriffen.

HILFREICHE NARRENFREIHEIT. Bekannt sind seine tollkühnen Streiche und Wagstücke, die nicht immer nur närrisch waren. Dazu kam, dass ein Hofnarr stets unbequeme Dinge unverblümt beim Namen nennen durfte ohne dafür mit Strafe rechnen zu müssen. Während die Entourage dem Herrscher meist nach dem Mund redete oder schwieg, konnte der Hofnarr seine Meinung frei heraus sagen, teilweise in deftigen, sogar beleidigenden Worten – er hatte Narrenfreiheit. In der Regel waren diese Äußerungen für seinen Herrn hilfreicher als die Schmeicheleien der Höflinge. So waren die Hofnarren häufig nicht nur Stimmungskanonen, sondern auch und vor allem politische Souffleure und gute Berater. Das galt wohl auch für Kunz von der Rosen: ein kluger Kopf, dessen Späße oft zum Nachdenken anregten.

Über den Beginn seines Lebens ist wenig bekannt. Vermutlich war er der Sohn eines Kaufbeurer Gastwirts mit Namen Rößlin. Der Name kann sowohl von Ross, als auch von Rose kommen. Man entschied sich für die blumige Variante, wie das später entstandene Glasfenster in der Kaufbeurer St.-Martins-Kirche beweist: Es zeigt das Wappen seiner Tochter Anna von der Rosen mit weißer und roter Rose.

VERRÄTERISCHE SCHWÄNE. Konrad Rößlin – wie er vermutlich getauft worden war, denn Kunz oder Contz sind Kurzfassungen – war wohl in jugendlichen Jahren in den Dienst der Habsburger getreten und hatte dort das Kriegshandwerk erlernt. Durch Tapferkeit und Dreistigkeit machte er auf sich aufmerksam. Eine seiner ersten „Heldentaten" wird im Jahr 1488 vermutet. Maximilian – damals noch nicht Kaiser – war in Brügge in Gefangenschaft geraten. Kunz schlich sich in der Kutte eines Franziskaners – dazu hatte er sich eine

Die Forschung geht davon aus, dass die Darstellung Daniel Hopfers des Kunz von der Rosen ein authentisches Porträt ist (oben rechts, 1515). Daran lehnt sich auch die Darstellung im Fuggerschen Ehrenspiegel an (rechts unten, 1559). Kopfstudien und ein weiteres Porträt (1450) stammen von Hans Holbein dem Älteren.

FOTOS: BPK, BPK/KUPFERSTICHKABINETT, SMB/JÖRG P. ANDERS, BPK/BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK

Tonsur scheren lassen – und unter der Vorgabe, er sei sein Beichtvater, zu dem Inhaftierten. Seine vorherige Rettungsaktion mit Schwimmringen war durch das laute Geschnatter von Schwänen vereitelt worden – so wird erzählt. Der Plan diesmal: Maximilian und er sollten Kleider tauschen. So hätte der Habsburger als vermeintlicher Priester das Gefängnis verlassen können, während Kunz an seiner Stelle dort verblieben wäre. Maximilian lehnte das Angebot als unehrenhaft ab.

Belegt ist diese Geschichte nicht – wie so viele andere Taten des Kunz von der Rosen. Gabriele Viktoria Schaffner hat sich im Vorfeld der Augsburger Ausstellung erneut auf die Suche nach belastbaren Quellen zum Leben des „lustigen Rats" gemacht, musste aber feststellen, dass die Quellenlage auffallend dünn ist für eine so facettenreich überlieferte Persönlichkeit.

SOLD VON DER HOFKAMMER. 1501 trat Kunz archivalisch in Erscheinung. Damals bekam er in Nürnberg mehrfach Sold von Maximilians Hofkammer ausbezahlt. Kunz muss also irgendwann die Aufmerksamkeit des Königs und späteren Kaisers gewonnen haben – wohl nicht allein durch seinen Fürwitz, sondern auch durch seine Geistesgegenwart, seine Treue und Unerschrockenheit, seine militärischen Einsätze sowie durch seine Sprachkenntnisse: Er soll Flämisch, Französisch, Spanisch und Italienisch gesprochen haben.

In Augsburg wird Kunz im Januar 1506 fassbar, als er Felicitas Gresler heiratete und dadurch das dortige Bürgerrecht erhielt. Aus dieser Ehe ging die Tochter Felicitas hervor. Eine Tochter Anna dürfte einer früheren, nicht überlieferten Verbindung entstammen. Da Kunz in Augsburg keine Steuern zu entrichten hatte, kann er als Angehöriger des kaiserlichen Personals gelten.

Das Meiste, was über Kunz von der Rosen überliefert ist, verdanken wir dem Fuggerschen Ehrenspiegel, dessen Autor Clemens Jäger ebenfalls in Augsburg lebte und etwa gleich alt war wie Kunz. Er dürfte die Geschichten aus erster Hand erfahren und Kunz vermutlich persönlich gekannt haben. Laut Jäger hatte Kunz eine Kürschnerlehre begonnen, bevor er sich 1478 als Söldner Maximilians anwerben ließ. Er soll erstmals 1479 in Frankreich an verschiedenen Schlachten teilgenommen haben. In die Kriegsberichte fügte Jäger Wagstücke Kunz' ein, wie die erwähnte Aktion in Brügge anno 1488. Stets wird er dabei nicht als Kriegsmann dargestellt, sondern als findige Person und Spaßmacher, obwohl er zunächst vor allem als Söldner gedient hatte. Teilweise wird ihm sogar der Rang eines Obristen zugesprochen.

GELD ODER URLAUB. Glaubwürdig ist die im Ehrenspiegel erwähnte Verhandlung, in der Kunz als Vermittler auftrat, als Landsknechte ihren unbezahlten Sold forderten. Sie hatten gedroht, Urlaub zu machen, also zu gehen. Als Kunz dem Kaiser die Forderung vortragen wollte, wurde er nur unter der Bedingung vorgelassen, lediglich drei Worte zu sagen. Und es wäre nicht der pfiffige Kunz gewesen, wenn die Audienz erfolglos verlaufen wäre. Er sprang angeblich im Zimmer herum und rief „Geld oder Urlaub", bis Maximilian die Auszahlung des Soldes gestattete, wenigstens zum Teil. Ob's genauso war? Nachweisen lassen sich auf jeden Fall Kunz' Dienste für seinen Herrn bei der Anwerbung von Söldnern.

Auch wenn der Wahrheitsgehalt vieler Anekdoten über Kunz zweifelhaft ist, so wird er nie als beschränkter Tölpel dargestellt, mit dem der Hof seine Späße treiben konnte. Das Närrischste war laut Fuggerschem Ehrenspiegel, dass er zur kalten Weihnachtszeit einen Strohhut aufsetzte, während er im Sommer einen Wolfspelz und gefütterten Rock trug. So etwas machte aber noch keinen Narren. Vielmehr wird er stets als Mann voller Schläue und Humor geschildert, der seine Mitmenschen durch seinen Scharfsinn und politischen Weitblick

UNSER BAYERN

Die regelmäßige Beilage
der Bayerischen Staatszeitung

Bayern im Blick
Daten, Fakten, Hintergrundberichte

Die Bayerische Staatszeitung
im Jahresabonnement.
Jeden Freitag. Auch digital.
Jetzt bestellen: Tel. 089/29014259

Wer sie abonniert, profitiert.
bayerische-staatszeitung.de/abo

BSZ Bayerische Staatszeitung
und Bayerischer Staatsanzeiger

Auch in dem großen Druckwerk *Triumphzug Kaiser Maximilians* sieht man Kunz von der Rosen als Vorreiter eines Gespanns. (Cornelis Liefrinck nach Hans Burgkmair d. Ä.) FOTO: UB GRAZ

verblüffte. Auch der Hofschreiber Maximilians, Jakob Mennel, nannte von der Rosen „einen Ritter des Kaisers, einen witzigen Mann, den er nicht einen Possenreißer nennen wollte". Eine Anekdote aus dem Jahr 1510 macht dies deutlich: Als der plötzliche Wandel der päpstlichen Politik sowohl bei den Reichsständen als auch beim Kaiser für Überraschung sorgte und man die neu entstandene Situation ernsthaft diskutierte, soll Kunz mitten in der Debatte die Anwesenden gefragt haben, für wie alt sie ihn hielten. Nach mehreren falschen Antworten der verdutzten kaiserlichen Berater verkündete er, er sei über 200 Jahre alt. Er habe nämlich schon zwei politische Vereinbarungen überlebt, die jeweils auf 100 Jahre abgeschlossen worden waren.

RITTERSWÜRDEN VERLIEHEN. Kunz nahm an Kriegen und Schlachten teil, wirkte als Übersetzer und beriet seinen Herrn. Er klärte den Kaiser über höfische Intrigen auf, bot sich als Vermittler für Bittsteller und Hilfesuchende an, was ihm den Ruf „Ohr und Mund des Volkes zu sein" einbrachte. Die kaiserliche Wertschätzung drückte sich schließlich durch die Erhebung in den Ritterstand und die Verleihung des Titels „von der Rosen" aus, die als gesichert gelten darf, auch wenn kein Adelsbrief erhalten ist. Seine Tochter Anna hätte ansonsten später nie den Sekretär und Rat Kaisers Karls V., Johann Ferenberger, heiraten können. Es wäre nicht standesgemäß gewesen.

Aufgrund seiner Schlagkraft, auch im wörtlichen Sinne, hielt sich Kurz' Andenken als „lustiger Rath" des Kaisers dank oft erzählter Anekdoten. Und durch die Jahrhunderte wurden sie literarisch ausgeschmückt, etwa durch Gustav Freytags Lustspiel *Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen*, durch Heinrich von Kleists *Uralte Reichstagsfeierlichkeit oder Kampf der Blinden mit dem Schweine* und viele andere Geschichten, die zu Zeiten Kaiser Maximilians spielen.

Kurz vor seinem Tod soll der Kaiser noch die Rente für seinen langjährigen Berater geregelt haben. Lange konnte sich Kunz dieser jedoch nicht erfreuen. Nur wenige Tage oder Wochen nach seinem Herrn starb auch er. Beerdigt wurde er in der St.-Anna-Kirche in Augsburg. Das genaue Sterbedatum kennt man nicht, nur den Hinweis, dass sein Haus 1519 leer stand und dass 1520 sein Bruder Georg Röslin die Pflegschaft für die noch minderjährige Tochter Felicitas übernahm.

ABGEKUPFERTES PORTRÄT. Bleibt der Hinweis, dass das von Daniel Hopfer gefertigte Porträt mehrfach im wahrsten Sinne des Wortes abgekupfert wurde. Und da es das „Bild von einem Mann" zeigt, wurde es auch gleich noch für andere Helden des Mittelalters beziehungsweise der frühen Neuzeit ausgegeben, etwa als das Porträt Florian Geyers oder des legendären Seeräubers Klaus Störtebeker, der in Nord- und Ostsee sein Unwesen trieb. Doch den dürfte Daniel Hopfer kaum gekannt haben: Störtebeker war der Legende nach bereits 1401 in Hamburg hingerichtet worden. Die neueste Forschung zu Hopfer lässt auch keine Zweifel zu: Das Porträt zeigt demnach eindeutig Kaiser Maximilians klugen und lustigen Rat Kunz von der Rosen als selbstbewussten Haudegen in modischer Landsknechtstracht. *Cornelia Oelwein*

Ambitionierter Bücherkommissar

Katholische Kulturmission zwischen Kaiser, Kurie und Kurfürst. Vor 400 Jahren verstarb Valentin Leucht

Zedlers Universallexikon, das führende Kompendium der deutschen Hochaufklärung, kennt ihn 1738 noch als Verfasser eines erfolgreichen Gebetsbuches. *Fons Animae, Seelen-Bronn oder Vollkommenes Catholisches betbuch für alle Ständt* lautete der Titel der Mainzer Erstausgabe von 1613. Viel mehr weiß das Nachschlagewerk zu Valentin Leucht nicht zu berichten. Nicht einmal dessen Lebensdaten führt es auf. Dafür den vagen Hinweis auf sein Wirken zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Wo das gewesen sein soll, erfährt der Leser nicht, auch nicht aus Jöchers Gelehrtenlexikon von 1751. Dort steht zwar, Leucht habe zwischen 1593 und 1598 in Köln, Mainz und Freiburg im Breisgau gelebt und sei Jesuit gewesen. Nur weisen diese Angaben einen kleinen Fehler auf: Sie sind fast allesamt falsch.

Der kaiserlicher Bücherkommissar Valentin Leucht in einem Porträt von Lucas Kilian (1605).
FOTO: WIKIPEDIA/HERZOG AUGUST BIBLIOTHEK WOLFENBÜTTEL

Viel scheint man über Valentin Leucht Mitte des 18. Jahrhunderts jedenfalls nicht mehr gewusst zu haben. Selbst im katholischen Umfeld riss der Faden der Erinnerung über mehr als ein Jahrhundert ab. Erst seit den 1860er-Jahren, im Zeichen des aufziehenden Kulturkampfs mit dem säkularen Staat, besann sich das katholische Deutschland wieder stärker auf die eigenen Wurzeln. Zugleich wuchs der Bedarf an geistiger Munition für die kommenden Auseinandersetzungen um Kanzelparagrafen, Jesuitenverbote und kirchliche Disziplinargewalt. Katholische Vordenker, Helden und Märtyrer waren gefragter denn je, schon bald erlebte so mancher vergessene Protagonist der Gegenreformation seine geistige Wiederauferstehung.

Bei Leucht war es schließlich 1903 soweit. Nach jahrelangen Recherchen legte der Mainzer Pfarrer Franz Falk einen ersten Katalog fast durchweg deutschsprachiger Traktate, Heiligenleben, Marien-Psalter, Gesangbücher, Mirakelkompendien und Türkenpredigten vor. Leucht dachte an pastorale Handreichungen für „alle ständt", wozu er nicht zuletzt die vielen Dorfgeistlichen ohne handfeste theologische Grundausbildung zählte. Doch über alledem schwebte die Vermittlung der Reformbotschaften des Trienter Konzils von 1545/63.

MANGEL AN ERSTEHBAREN BÜCHERN. Nach wie vor dominierten im Mutterland der Reformation die Protestanten den volkssprachlichen Literaturmarkt, wenngleich nicht mehr so stark wie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Gerade „wir Catholischen haben an solchen teutschen Büchern großen mangel", beklagte sich schon in den 1570er-Jahren der gebürtige Freisinger und langjährige kaiserliche Hofrat Georg Eder. Umso größer sei der Bedarf an allgemein erstehbaren Theologica, „darauß die ainfaltigen nit allein den

In Neustadt am Main wirkte Valentin Leucht von 1576 bis 1579 als Vorsteher der Klosterschule. Das ehemalige Benediktinerstift wurde durch einen Brand 1857 weitgehend zerstört, Reste früherer Bauten sind in der heutigen Pfarrkirche St. Michael und St. Gertrudis (links) erhalten. Teile des klösterlichen Kreuzgangs (unten) wurden 1971 wieder aufgebaut.
FOTOS: DPA/FRIEDEL GIERTH

Im Dienst des Würzburger Gegenreformators und Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn (1573 bis 1617, hier sein Denkmal in der Würzburger Juliuspromenade) stand Leucht, als er zwischen 1584 und 1589 als Pfarrer von Neustadt an der Saale aktiv an der Rekatholisierung des unterfränkischen Grabfelds mitwirkte.
FOTO: DPA/DANIEL KARMANN

grund des gantzen Religionshandels, sondern auch die underschied wahrer unnd falscher Religion vernemmen und erlernen möchten".

VIELE EHRVOLLE TITEL. Dem konnte Valentin Leucht 20 Jahre später nur beipflichten. Als katholischer Autor längst etabliert hatte er mittlerweile auch die oberen Sprossen der Klerus-Hierarchie erklommen. Mit dem Kanonikat am vornehmen Frankfurter Bartholomäusstift seit 1589 verfügte er über eine lukrative Pfründe, die wiederum mit Verpflichtungen verbunden war. So wirkte Leucht in der Krönungsstadt der deutschen Könige zusätzlich als Stadtpfarrer und Prediger. Seit 1594 trug er außerdem den Titel eines apostolischen Protonotarius sowie eines kaiserlichen Pfalzgrafen, bis er 1597 zum päpstlichen und kaiserlichen Bücherkommissar aufstieg.

Natürlich war bei so vielen Titeln und Ehrungen eine beträchtliche Dosis Vitamin B im Spiel. Vor allem, wenn man aus so kleinen Verhältnissen stammte wie Leucht. Freimütig räumte er ein, dass es „in allweg von noten seyn will, einen Patrononum und Promotorem am Keyserlichen Hoff zuhaben". Viele Gönner fanden sich ferner am Hof des Erzbischofs von Mainz und des Bischofs von Würzburg.

Als Leucht um 1550 in Hollstadt im unterfränkischen Grabfeld das Licht der Welt erblickt hatte, konnte davon noch nicht die Rede sein. Dafür bestanden enge Beziehungen zwischen der Leucht-Sippe und dem nahegelegenen Zisterzienserkloster Bildhausen. Noch Jahrzehnte später würdigte der Bücherkommissar die „gönstig und große mechtige Wolthat" des Abtes seinen „lieben Eltern, Brüdern und Schwagern" gegenüber. Auch der junge Valentin scheint zunächst die Bildhauser Klosterschule besucht zu haben. Danach setzte er seine Ausbildung in Würzburg fort, wo seit 1567 ein Jesuitenkolleg bestand. Nach dem erklärten Willen der Gründer sollte es den katholischen Klerus der Zukunft heranbilden: Asketisch, fromm, gebildet und selbstdiszipliniert sowie voll Eifer bei der Umsetzung der Gegenreformation.

VON PROTESTANTEN DRANGSALIERT. In Würzburg wurde Leucht 1576 zum Priester geweiht, nachdem er bereits zwei Jahre zuvor Tonsur und Minores erhalten hatte. Als „Paedagogus" am Benediktinerstift Neustadt zwischen Marktheidenfeld und Lohr leitete er darüber hinaus drei Jahre lang die dortige Klosterschule. Mit der Bildung und der vita communis der Mönche scheint es jedoch nicht sehr gut gestanden zu haben. Wie in so vielen Klöstern standen die Zeichen auf Verfall der monastischen Zucht. Und doch erinnerte sich Leucht später sehr gerne an jene drei Jahre in Neustadt zurück. Weniger gern gedachte er der anschließenden sechs Jahre im oberlausitzischen Bernstadt und am Erfurter Severi-Stift. Immer wieder aufs Neue sah er sich heftigen Anfeindungen seitens der dortigen Protestanten ausgesetzt. Später verarbeitete er diese Erfahrungen in seinem *Dialogus Mysticus*, genauer in der Figur des angefochten Priesters Johannes: „In welches Land sol ich ziehen, da die gifftige Seuch der Ketzerey eingerissen" ist, fragt sich Johannes, denn überall werden „die Priester veracht, vertrieben, gelestert, geängstiget, gequelt".

ANGST VORM WELTUNTERGANG. Auch sonst verbreiten die ersten Drucke Leuchts aus den Jahren 1583/84 wenig Zuversicht. Vom Geist einer wieder erstarkenden Papstkirche ist darin jedenfalls kaum etwas zu spüren. Umso hervorstechender ist die Angst vor dem Weltuntergang. Als Leucht 1583 seine erste gedruckte Predigt veröffentlichte, stand diese ganz im Zeichen des bald kommenden Jüngsten Gerichts. Eindringlich beschwört er darin all die „erschröcklichen Zeichen", die nach den Verheißungen Jesu in den Evangelien das nahende Weltende ankündigen. Vor allem die jüngsten Zeichen am Himmel enthielten unmissverständliche Warnbotschaften an die sündige Menschheit. Ganz vorne stehe der „zuvor unversehene Comet" von 1577 mit seinem „langen, dicken und breitten Feuerstrahlen". Darauf seien „grosse gewaltige verfinsterung der Sonnen und des Monds" gefolgt, für Leucht ebenfalls eindeutige Signale für das nahende göttliche Strafgericht.

Doch davon wollte das Kirchenvolk offenbar wenig wissen. Viele Zeitgenossen schlügen seine

Warnungen einfach in den Wind, sprächen von reiner „gaucklerey“ der „Gottes Botten und Prediger“, so Leucht. Hinzu käme der ständige Hohn und Spott über den geistlichen Stand. Ja, der Kanzelredner wusste aus persönlicher Erfahrung nur allzu gut, wovon er sprach. Nach jahrelangen Anfechtungen von Seiten der Lutheraner in der Lausitz und in Thüringen kehrte er 1584 in seine unterfränkische Heimat zurück.

MESSE ODER AUSWANDERUNG. Bis 1589 wirkte Leucht als „Rural-Dechant und Pfarrherr“ in Neustadt an der Saale tatkräftig an der Rekatholisierung des Grabfeldes mit. Vor allem sein Bischof Julius Echter von Würzburg meinte es sehr ernst mit der Gegenreformation in diesem Raum, der nach wie vor stark vom Protestantismus durchsetzt war. Schwierige Zeiten kamen besonders auf die Lutheraner von Neustadt an der Saale zu. Vor die Alternative „Messe oder Auswanderung“ gestellt, verließen bis 1591 nicht weniger als 90 Familien die Stadt. In Münnerstadt, wo Leucht seit März 1587 ebenfalls als eifriger Missionar wirkte, waren es immerhin noch 80 Familien. Viele von ihnen ließen sich in der nahegelegenen Reichsstadt Schweinfurt und im Brandenburg-Kulmbachischen Kitzingen nieder. Andere verließen das Hochstift Würzburg in Richtung Thüringen und Sachsen, nachdem die meisten ihrer ehemaligen Glaubensgenossen wieder zur alten Kirche zurückgekehrt waren.

Und doch waren Repression und Vertreibung nur die eine Seite der Medaille der Gegenreformation. Gerade Leucht legte größten Wert auf die besondere Kulturmission des neuen posttridentinischen Katholizismus, allen voran die Wiederbelebung längst vergessener Kirchenbräuche und Rituale. So förderte er zusammen mit den Jesuiten unter anderem das daniederliegende Bruderschaftswesen. Eine davon war die Bruderschaft Maria Schnee in Münnerstadt, die über gemeinsames Gebet, erbauliche Lektüre, fromme Gesänge und innigen Marienkult hinaus schon bald eifrige Wallfahrtsaktivitäten entfaltete.

Und doch reichten solche Praktiken allein nicht aus, damit der neue Katholizismus dem gemeinen Kirchenvolk in Fleisch und Blut überging. Zum mentalen Lernen und zur Vertiefung der katholischen Glaubensinhalte gehörte nach Auffassung der Reformer außerdem eine angemessene Versorgung mit volkssprachlicher Erbauungsliteratur. Ganz vorne standen Gesangs- und Gebetbücher sowie Heiligen- und Tugendspiegel, Rosenkränze, Marienleben und Mirakelbücher. Um 1600 kamen dann zusätzlich Schreibkalender sowie volkssprachliche Übersetzungen kirchengeschichtlicher Werke in Mode. „Ketzerische Literatur“ war dagegen verpönt und musste vom gemeinen Mann unbedingt ferngehalten werden.

Genau hierfür hatte seit 1597 der neue kaiserlich-päpstliche Bücherkommissar Valentin Leucht Sorge zu tragen. Von Frankfurt am Main aus, vom Drehkreuz des europäischen Büchermarkts, hatte er zunächst den Druck und den Vertrieb unerwünschter Schriften zu unterbinden. Der Kanoniker des Bartholomaeusstifts sollte also eine Art Nachzensur ausüben. In einer Stadt, wo laut Volksmund den Lutheranern die Macht, den Reformierten das Geld und den Katholiken die Kirchen gehörten, war dies keine einfache Aufgabe. Tatsächlich lag die Vorzensur seit langem in der Alleinzuständigkeit des lutherischen Magistrats. Vor jedem Eingriff in den Büchermarkt hatte Leucht daher erst einmal das Placet des Rats einzuholen. Freieres Spiel hatte er bei der Kontrolle und Revision der Frühjahrs- und Herbstkataloge. Schließlich musste er für die Eintreibung der Pflichtexemplare sorgen sowie für den Schutz verbriefter Druckprivilegien gegen die Konkurrenz der vielen Winkeldrucker.

So stand es zumindest auf dem Papier. In Wirklichkeit richtete Leucht in den über 20 Jahren seiner Tätigkeit nur wenige Verbotsgesuche an den Rat. Eines davon betraf etwa das anonyme Flugblatt *Die Bäbstliche Meß* von 1606. Fünf Jahre später beanstandete er vier Schmähschriften gegen das Haus Österreich. Ansonsten setzte er weniger auf Zensur und Verbote als auf die bessere Versorgung der einfältigen Laien mit erbaulichem Schrifttum in deutscher Sprache. An hochgelehrten lateinischen Theologica mangelte es ja ohnehin nicht, dafür umso mehr an brauchbaren Übersetzungen und Ausgaben für sämtliche Stände.

VERSTÄNDLICH UND PREISWERT. Deshalb betätigte sich Leucht vor allem als Schriftsteller und Übersetzer. Wie kaum ein anderer verstand er es, aus den überdimensionalen Lateinfolianten der führenden katholischen „Startheologen“ kleinformatige, schmale, deutschsprachige Büchlein für den Laien zu zaubern. Nicht anders erging es dem opulenten Marienleben von Petrus Canisius, bis zu seinem Tod 1597 der prominenteste Kopf der Societas Jesu nördlich der Alpen. Anstelle des 783 Blatt dicken Lateinwälzers konnte jedermann seit 1596 ein handliches, gut verständliches Büchlein in deutscher Sprache erwerben, und dies dazu noch zu einem akzeptablen Preis.

Im Übrigen begnügte sich Leucht nicht mit wortwörtlichen Übersetzungen. Vielmehr ging es ihm um Auswahl sowie die Vermittlung der wichtigsten Gedanken in sprachlich verständlicher Weise. Natürlich streute er auch seine eigenen Reflexionen ein. Ganz wichtig war ihm ein einheitlicher Stil, so wie auch bei der Bearbeitung von Band 1 der Annales Ecclesiasticis des Caesar Baronius im Jahr 1599: Ich „bin abgewichen in

Titelblatt eines Mariales (1603). Mit solchen Sammlungen deutschsprachiger Marienpredigten lieferte der katholische Reformer Valentin Leucht wichtige Handreichungen für den einfachen Seelsorgeklerus. Darunter das letzte bedeutende Werk Leuchts von 1614, das *Viridarium Regium Illustrium miraculorum et historiarum:* Als Bestätigung kirchlicher Dogmen und Glaubenslehren dienten den katholischen Reformern unter anderem Zusammenstellungen historischer Eucharistiewunder. FOTOS: BSB DIGITALE SAMMLUNGEN

MARIALE,
Oder
Marien predigt/auff alle hohe Fest durchs gantze Jahr/ der Hochheyligen vnd vbergebenedeyten Jungfrauwen vnd Mutter Gottes Marie gericht.
Darinn auff jedes Fest sechs Predigten/vnd fürnemblich das Euangelium/ Liber generationis Iesu Christi, in achtzehen Predigten/ durch alle Nahmen/ so in demselben vermeldt/ auß Hebräischem Fundament/ erklärt wirdt/ Rhetoricè & Methodicè gestellt vnd gepredigt/
Durch
VALENTINVM LEVCHTIVM THEOLOG. D.
Proton. Apostol. & Comit. Palatin. Concionatorem Francofurti.
SOLI DEO HONOR ET GLORIA
Gedruckt in der Churfürstlichen Stadt Mäyntz/ bey Balthasar Lippen/ in Verlegung Nicolai Steinij & Conf.
Anno Christi M. DCIII

den formulis und phrasibus loquendi, unnd habe etwa zu zeitten ganzte sententias, und wörter anders vertiert unnd geben", bekannte er in der Vorrede. Doch sei dies „nicht darumb geschehen, daß ich wolermeldtes Herren seliger Version wolt getaddelt haben", sondern damit das Gesamtwerk „eine einheitliche Diction becäme".

TREFFPUNKT DER BUCHHÄNDLER UND VERLEGER. Der beachtliche Absatz seiner Elaborate nach 1590 verriet es: Leucht traf die Bedürfnisse seines Lesepublikums voll und ganz. Doch Sprache und Aufmachung der handlichen Büchlein waren nur die eine Seite der Medaille. Denn ohne die ersten Terraingewinne der katholischen Reform in Bayern, dem Bistum Würzburg oder Tirol und Steiermark wäre der Absatzmarkt schmaler geblieben. Vor allem die neugegründeten Sodalitäten und Rosenkranzbruderschaften fragten lebhaft nach erbaulichen Titeln nach. Natürlich erleichterte dies die Suche nach geeigneten Verlegern und Druckern. Dank seiner ausgezeichneten Kontakte zu den führenden katholischen Verlagshäusern in Mainz und Köln brauchte Leucht nie lange zu warten, bis aus seinen vielen Manuskripten ansprechende Drucke entstanden. Vor allem während der Frankfurter Messen entwickelte sich sein prächtiges Stiftshaus in der Borngasse zu einem intensiven Treffpunkt katholischer Buchhändler und Verleger.

FREUND GUTER SCHOPPEN. So mancher fruchtbare Deal wurde dabei geschlossen, und so manche Flasche spritzigen Rheinweins geleert. Denn gastfreundlich war der feinsinnige Kirchenmann allemal, auch ein Verehrer des altgriechischen Weingottes Bacchus. Und doch lassen sich die geselligen Zusammenkünfte im Hause Leucht nicht so einfach auf das Motto „feucht und fröhlich" reduzieren. „Dieweil ich Gott lob einen guten Vorrat an Wein habe, alß soll mit solchem sparsam umgangen werden", ermahnte Leucht die künftigen Erben in seinem Testament. Als er am ersten Juli 1619 verstarb, lagerten in seinem Weinkeller immerhin noch elf volle, große Fässer. Weitere vier waren leergetrunken, während sich die allerbesten Sorten schon zuvor sein engster Freund, der Fürstabt von Fulda, gesichert hatte.

Martin Hille

Um die Welt und durch die Zeit

Die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg steht im Landesverzeichnis des immateriellen Kulturerbes der UNESCO

Man mag irritiert sein, neben der Tölzer Leonhardifahrt, dem Augsburger Friedensfest, den Passionsspielen in Oberammergau und der Markttradition des Münchner Viktualienmarktes die Naturhistorische Gesellschaft in Nürnberg aufgeführt zu sehen. Tatsächlich aber hat es deren Wirken schon zu Beginn des Jahres 2018 auf die bayerische Liste des immateriellen Kulturerbes geschafft. Die Nürnberger Gesellschaft „vereinige einen aufklärerischen Vermittlungsimpetus mit einer breitenwirksamen, auf ehrenamtlicher Basis gründenden Vermittlungsarbeit“, lautete eine der Begründungen für die Aufnahme.

EHRENAMTLICHES ENGAGEMENT. In der Tat ist die Gesellschaft mit etwa 1600 Mitgliedern und elf aktiven Abteilungen, die von der Archäologie des Auslands, Botanik, Entomologie (Insektenkunde) über Geologie, Karst- und Höhlenkunde, Pilz- und Kräuterkunde bis hin zur Völkerkunde reichen, einer der größten ehrenamtlich arbeitenden naturwissenschaftlichen Vereine Deutschlands. Wer einen Blick in das beinahe 100 Seiten starke Programmheft für das Jahr 2019 wirft, findet dort eine sehr reiche Auswahl an Vorträgen, Kursen und Exkursionen nach nah und fern. Bei den Veranstaltungen erfährt man das Neueste aus der Wissenschaft, Weiterbildung ist aber auch möglich während eines Rundgangs im Museum der Naturhistorischen Gesellschaft, das seit 2000 in der Nürnberger Norishalle untergebracht ist. Dort kommen Groß und Klein auf ihre Kosten, ob beim Kindergeburtstag, Schulausflug oder während eines einfachen Bummels durch die Räume.

In der Norishalle werden „Highlights der fränkischen Vorgeschichte“ von der Altsteinzeit bis zur Eisenzeit ebenso präsentiert wie „Petra, die antike Metropole an der Weihrauchstraße“. Dort erfährt man von Nomaden in der Sahara, bäuerlichen Kulturen in West- und Zentralafrika und von den Nivchi, einem Fischervolk in Sibirien. Im „Museo Mundial“ wird der Besucher über globale Zusammenhänge aufgeklärt, zum Beispiel darüber, was der westafrikanische Webstuhl mit Arbeitsbedingungen in Bangladesh zu tun hat. Hinzu kommen eine Reihe außergewöhnlicher Exponate, wie der erste Dinosaurierfund auf deutschem Boden, ein acht Meter großer Plateosaurus; zu sehen sind auch der größte Eisenmeteorit Deutschlands, imposante Tropfsteine, ein ausgestopfter Bär und vieles mehr.

Die Gründer der Naturhistorischen Gesellschaft (von oben): Johann Wolf, Jakob Sturm und Johann Karl Osterhausen. FOTO: NHG

Obendrein führt die Naturhistorische Gesellschaft archäologische Ausgrabungen in Georgien durch, betreut einen archäologischen Spielplatz in der Nürnberger Rehbergstraße, ein Freilandaquarium und -terrarium in Stein bei Nürnberg, über zehn Pilzberatungsstellen in der näheren und weiteren Umgebung, diverse Höhlen im fränkischen Raum, das Naturschutzgebiet „Külsheimer Gipshügel“ bei Bad Windsheim – um nur einige zu nennen aus dem großen Betätigungsfeld.

NATURVERBUNDENE GRÜNDERVÄTER. Dass die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg einmal derartig vielfältig, breit aufgestellt und „ausgezeichnet“ werden würde, hätten sich die drei Gründerväter wohl kaum träumen lassen, als sie im Oktober 1801 zusammentrafen, um ihre Gesellschaft aus der Taufe zu heben. Die drei Gründer, das waren der Lehrer Johann Wolf (1765 bis 1824), der Kupferstecher Jakob Sturm (1771 bis 1848) und der Arzt Johann Karl Osterhausen (1765 bis 1839), alle drei in oder bei Nürnberg geboren, sehr naturverbunden und bereit, ihr Wissen an andere weiterzugeben.

Der Gärtnerssohn Johann Wolf hatte seit 1792 eine Lehrerstelle an der Büch-

nerschen Lehr- und Erziehungsanstalt in Nürnberg inne, wo er unter anderem Naturgeschichte unterrichtete. Gleichzeitig machte er sich als Ornithologe/Vogelkundler einen Namen und veröffentlichte eine Vielzahl von Schriften zur Vogelkunde und anderen naturkundlichen Themen. Ab 1799 brachte er beispielsweise die Naturgeschichte der Vögel Deutschlands heraus. Das war ein Prachtwerk mit wunderbaren Abbildungen, von dem allerdings nur wenige Hefte in geringer Stückzahl erscheinen sollten. Nürnberg war damals ein Zentrum der naturhistorischen Illustration in Deutschland, und das Kupferstecher-Handwerk war dort zu größter Blüte gelangt.

NATURBEGEISTERTER KUPFERSTECHER. Da ist es nicht verwunderlich, dass der zweite im Bunde der Gründerväter der Naturhistorischen Gesellschaft ein Kupferstecher war. Schon als 16-Jähriger bekam Jakob Sturm die Gelegenheit sich zu profilieren, als er in Vertretung für seinen Vater Insekten in Kupfer stechen sollte. Seine Auftraggeber waren Johann Christian von Schreber und Georg Wolfgang Panzer, beide beflissene Naturforscher. Schreber und Panzer waren von Sturms Kupferstichen begeistert. Umgekehrt weckten die beiden älteren in dem jungen Mann das Interesse für die Natur, allen voran für Insekten, und Sturm fing an, seine eigene Insektensammlung anzulegen. Die erbeuteten Exemplare hielt er in Zeichnungen beziehungsweise auf Kupferplatten fest. Schon bald kam das erste Buch über sein „Insecten-Cabinet" heraus. Weil sich die Sammlung ständig erweiterte, sollten nach und nach Neuauflagen des Bandes erscheinen. Weitere Werke zur Flora und Fauna folgten, jeweils mit „höchst naturgetreuen und sorgfältigst kolorierten" Abbildungen, so beispielsweise ab 1796 Deutschlands Flora in Abbildungen nach der Natur und Beschreibungen.

Der dritte im Bunde der Gründerväter war weder Lehrer noch Kupferstecher, sondern Arzt: der aus Artelshofen bei Nürnberg stammende Johann Karl Osterhausen. Der Pfarrerssohn praktizierte seit Abschluss seines Medizinstudiums am Heumarkt und war außerdem Physikus am Nürnberger Armen- und Waisenhaus. Gleichzeitig betätigte sich Osterhausen aber auch schriftstellerisch und sah sich in der Pflicht, als wissenschaftlich ausgebildeter Arzt „Volksaufklärung" zu betreiben.

Während der Vereinssitzung 1911 kam auch das Epidiaskop (an der Säule) zum Einsatz, das seit 1903 durch Schenkung dem Verein gehörte und damals bayernweit der einzige dieser Apparate gewesen sein soll. Bilder ließen sich damit durch Auflicht (zum Beispiel gedruckte Abbildungen) und Durchlicht (Dias) vergrößert an die Wand projizieren. FOTO: NHG

TREFFEN IM PRIVATEN. Johann Wolf hatte schon länger mit dem Gedanken gespielt, dass man eine Gesellschaft errichten sollte, um sich über naturwissenschaftliche Themen auszutauschen. Sie sollte „aus hiesigen Ärzten, Forstmännern und anderen Freunden der Naturgeschichte" bestehen. Zustande kam der Plan aber erst, als Johann Karl Osterhausen die Initiative ergriff und seine beiden Bekannten Johann Wolf und Jakob Sturm im Oktober 1801 bei sich versammelte. Von da an fand sich ein kleiner Kreis von begeisterten Naturliebhabern in regelmäßigen Zeitabständen reihum in den Privathäusern der Mitglieder zusammen, um sich durch Vorträge und Besprechungen gegenseitige Belehrung in naturgeschichtlichen Fragen zu geben.

Von links: Im „Haus zur Blume" befand sich das erste Museum der Naturhistorischen Gesellschaft (NHG). Der Umzug ins Luitpoldhaus erfolgte 1911. Seit dem Jahr 2000 hat die Gesellschaft ihren Sitz in der Norishalle; 2009 wurde dort das neue Museum eröffnet. FOTOS: NHG

Bei den Treffen wurden Pflanzen, Tiere und Mineralien mitgebracht und gemeinsam bestimmt. Die lokale Tier- und Pflanzenwelt zu studieren, war ein Anliegen, und man nahm sich vor, ein Naturalienkabinett aller im Umkreis von drei Stunden anzutreffenden „Naturprodukte" anzulegen. Ab 1813 musste für die Aufbewahrung der Naturalien und für die Sitzungen ein Zimmer angemietet werden. Später wurde das Vereinszimmer in das neu errichtete Haus von Osterhausen verlegt. Die Gesellschaft blieb ein kleiner Männerkreis.

Mit der Zeit gab es zunehmend Probleme, die regelmäßigen Treffen aufrechtzuerhalten, vor allem nach dem Tod von Johann Wolf 1824. Ab 1831 wurden die Sitzungen auf vier pro Jahr reduziert, ab 1836 stellte die Gesellschaft ihre Tätigkeit ganz ein. 1839 verstarb auch Osterhausen, so dass von den Gründungsvätern nur noch Jakob Sturm am Leben war. Dessen beide Söhne Friedrich (1805 bis 1862) und Johann Wilhelm (1808 bis 1865) traten in die Fußstapfen des Vaters als Kupferstecher, Naturforscher und Sammler. Aus dem vom Vater in jungen Jahren begonnenen „Insecten-

Cabinet" war inzwischen eine riesige Sammlung geworden, die ihresgleichen zu suchen hatte. Neben Zehntausenden von Insekten, Schneckenhäusern, Pflanzenpräparaten umfasste sie auch eine außerordentlich schöne Vogelsammlung, die auf Betreiben des älteren Sohnes Friedrich angelegt worden war und ständig erweitert wurde.

DER PFARRER RÜTTELT WACH. 1846 kam es durch die Initiative von Johann Wolfgang Hilpert, dem zweiten Pfarrer von Sankt Lorenz in Nürnberg, zum Wiederaufleben der Naturhistorischen Gesellschaft. Die „Gesellschaft möge sich von ihrem Schlaf wieder erheben", forderte Hilpert – und er hatte Erfolg. Tatsächlich fanden sich wieder regelmäßig Naturliebhaber ein, um „das Studium der Naturgeschichte [zu] fördern und den Sinn dafür in weiteren Kreisen [zu] verbreiten". Die Sitzungen wurden zunächst im Lorenzer Pfarrhof abgehalten und standen bis 1848 noch unter dem Präsidium von Jakob Sturm.

Wie früher wurden die Treffen durch „Vorlagen" der Mitglieder gestaltet: Herr von Forster brachte botanische Raritäten aus seinem Garten mit, die Brüder Sturm zeigten den „Balg des Argusfasans" oder andere Seltenheiten aus ihrer Sammlung, Herr Haecker demonstrierte ein astronomisches Instrument aus dem „gelobten" Land und Herr von Bibra führte chemische Experimente vor. Um sich mit anderen naturwissenschaftlichen Vereinen besser austauschen zu können, setzte man bald auf die Herausgabe einer Zeitschrift. Der erste Band der Abhandlungen der Gesellschaft erschien 1852. Doch das Publizieren kostete Geld, was an anderer Stelle fehlte. Zum Beispiel, um den Ausbau der eigenen Sammlung voranzutreiben und damit das „dem Verein fernstehende" Publikum besser zu erreichen. Denn nach wie vor war der Kreis der Naturliebhaber überschaubar. 1852 hatte die Gesellschaft gerade mal 24 ordentliche Mitglieder und war dem-

Geradezu eine Reise um die Welt und in der Zeit zurück gestaltete die Naturhistorische Gesellschaft mit ihrer reichen Sammlung zur Vorgeschichte ebenso wie zur Geologie und Zoologie. Auf der Seite gegenüberliegend unten eine Vitrinenansicht des ersten Museums im „Haus zur Blume“ in der Nürnberger Schildgasse. Die anderen Ausstellungsräume zeigen die Situation im Luitpoldhaus. Unten rechts ein Weiher, um den sich die Mitglieder ebenfalls kümmerten. Auch heute unterhält die NHG in der unmittelbar an Nürnberg angrenzenden Stadt Stein ein Freiland-Aquarium und -Terrarium.
FOTOS: NHG

entsprechend knapp bei Kasse. So hatte sie auch Ende der 1860er-Jahre nicht die finanziellen Mittel, die einzigartige Sammlung der Familie Sturm zu erwerben, die nach dem Tod der Brüder Sturm zum Verkauf stand, und musste zusehen, wie diese nach München abwanderte.

Erst ab den 1880er-Jahren begann die Naturhistorische Gesellschaft aufzublühen. Ab Januar 1885 wurde auch Frauen der Eintritt in die Gesellschaft erlaubt, damit war der Männerzirkel endgültig passé. Die Zahl der Mitglieder stieg deutlich an, von 119 im Jahr 1881 auf 407 im Jahr 1891.

ZUSCHÜSSSE VON STADT UND KREIS. Eine Rolle für den Aufschwung spielte sicherlich das eigene Anwesen in der Schildgasse 12, das „Haus zur Blume“, das 1884 „durch Schenkungen und Zeichnung unverzinslicher Schuldscheine“ erworben werden konnte. Nun hatte man endlich Platz, um die Sammlung zu erweitern und ein richtiges naturhistorisches Museum zu schaffen. Hilfreich war dabei, dass die Stadt Nürnberg und der Kreis (Bezirk) Mittelfranken von 1886 an alljährlich Zuschüsse gaben. Die im Fundus vorhandenen Mineralien bekamen Zuwachs, Mitglieder spendeten Schmetterlingssammlungen oder Herbare mit getrockneten Pflanzen aus der Umgebung, hinzu kamen prähistorische Funde aus den Grabungen im Nürnberger Umland, die nun ausgestellt wurden. Bald zogen weitere Exponate ein: zwei Höhlenbär-Skelette, der Schädel eines Nilpferds, eine Wildkatze, ein Braunbär aus Finnland usw. Fortan rückten Lehrer mit ihren Schulklassen an, um das „Haus der Blume“ zu besuchen. Auch die regelmäßig stattfindenden Wochensitzungen der Gesellschaft wurden publikumswirksamer.

Die Vorträge, Referate und Vorführungen zogen mehr und mehr Leute an. Darin ging es um den Besuch bei der Pariser Weltausstellung oder um den Bericht einer Reise zu einem medizinischen Kongress in Moskau, ein anderes Mal wurden Chrysanthemen ausgestellt oder selten blühende Kakteen und Sukkulenten gezeigt. Als äußerst wertvoll für die Vorträge erwies sich ein Epidiaskop, ein Projektionsgerät für Bilder, das man 1903 von Kommerzienrat Berolzheimer als Geschenk erhielt, seinerzeit das einzige Gerät dieser Art in Bayern.

Wie die Mitgliederzahlen wuchs auch die Sammlung kontinuierlich, so dass schon nach wenigen Jahren die Säle im „Haus der Blume“ zu eng und zu klein wurden. 1911 konnte die Raumnot beendet und dank der Großzügigkeit von Kommerzienrat Berolzheimer ein größeres Vereinshaus, das Luitpoldhaus, im Zentrum von Nürnberg bezogen werden. Das Luitpoldhaus sollte die Naturhistorische Gesellschaft und ihre Sammlungen trotz schwerer Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg

Neben den Museumsräumen gibt es auch Arbeitsräume – beispielsweise eine Restaurierungswerkstatt. FOTO: NHG

und nachfolgendem Wiederaufbau viele Jahrzehnte lang beherbergen.

UNTERGLIEDERT IN SEKTIONEN. Organisatorisch war die Naturhistorische Gesellschaft beim Einzug in das Luitpoldhaus längst nicht mehr nur ein einfach strukturierter Verein, sondern bestand aus einer Hauptgesellschaft und einer Reihe von Sektionen. Schon seit 1882 war es möglich, dass sich einzelne Gesellschaftsmitglieder – es mussten mindestens sechs sein – zu wissenschaftlichen Sektionen zusammenschließen konnten, um ausgewählte Themen vertieft zu bearbeiten. Als erste Sektion wurde 1882 die Sektion für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gegründet, die sich zunächst mit den vorgeschichtlichen Funden in der Umgebung Nürnbergs befasste und ab 1883 archäologische Grabungen bei Altdorf durchführte. Weitere Sektionsgründungen folgten.

Manche Sektionen wie die naturphilosophische oder die physikalisch-meteorologische bestanden nur für kurze Zeit und wurden wieder aufgelöst, weil das Interesse der Mitglieder abgeflaut war. So erging es beispielsweise der Sektion für Bakteriologie/Histologie, die ab 1890 im Gefolge von Robert Kochs Entdeckungen entstanden war. Sie hatte hauptsächlich Ärzte als Mitglieder, die sich in die Technik des Mikroskopierens einführen lassen wollten. Als das abgehakt war, fehlten die technischen Möglichkeiten, um mit dem schnellen Fortschritt in der Forschung mitzuhalten, und die Sektion wurde bereits 1894 wieder aufgelöst.

In anderen Fällen lief es erfolgreicher. In den 1920er-Jahren wurde beispielsweise Deutschlands erster Pilzverein, der seit 1910 bestehende Nürnberger Verein für Pilzkunde, als Sektion in die Naturhistorische Gesellschaft eingegliedert. Von da an kümmerte sich ein Kreis von Mitgliedern darum, „Kenntnisse über den Wert und die Verwendbarkeit von Pilzen in die weitesten Volkskreise zu tragen“ und richtete unter anderem Pilzauskunftsstellen im Stadtgebiet von Nürnberg und in der Umgebung ein. Die Sektion für Pilz- und Kräuterkunde, heutzutage nicht mehr als Sektion, sondern als Abteilung bezeichnet, erfreut sich bis in unsere Zeit sehr großen Interesses.

Bis heute sehr aktiv ist auch die Abteilung „Freiland-Aquarium und -Terrarium Stein“, die seit Anfang des 20. Jahrhunderts besteht. Die Abteilung konnte 1925 außerhalb von Nürnberg bei Stein ein Grundstück nahe der Rednitz ankaufen, wo seither in den Sommermonaten bei uns vorkommende Amphibien, Reptilien, Fische und die heimische Sumpf- und Wasserpflanzenwelt gezeigt werden.

ERFOLGREICH DURCH FLEXIBILITÄT. Gegenwärtig vereint die Naturhistorische Gesellschaft elf aktive Abteilungen mit höchst unterschiedlichen Schwerpunkten. Die jüngste Abteilung ist die 2012 gegründete Abteilung für Mammalogie/Säugetierkunde, die sich beispielsweise mit der Kartierung der Säugetierfauna im Großraum Nürnberg befasst. Dass die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg die Möglichkeit bietet, je nach Interessenslage der Mitglieder neue Abteilungen zu bilden, bestehende fortzusetzen oder Abteilungen auch wieder aufzulösen, ist vielleicht eines der Geheimnisse, warum sie auch nach mehr als 200 Jahren so lebendig und erfolgreich ist. *Petra Raschke*

Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg, Marientorgraben 8, 90402 Nürnberg. Öffnungszeiten Museum: Di./Mi./Do. 10–17 Uhr, Fr. 10–21 Uhr, Sa. 13–17 Uhr, So. 10–17 Uhr. *www.nhg-nuernberg.de*

Wer sie abonniert, der profitiert.

Der Jahresband 2019

240 Seiten
Blauer Leineneinband mit Silberprägung
18,– Euro zzgl. Porto

Bestellungen:
Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH
Vertrieb
Postfach 20 04 63,
80004 München
Tel. 0 89/29 01 42-59 und -69
Fax 0 89/29 01 42-90
vertrieb@bsz.de

BSZ Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger

Verlag Bayerische Staatszeitung GmbH | Tel. 089-29 01 42 50 | Fax 089-29 01 42 70 | vertrieb@bsz.de

Eine der Vitrineninstallationen ist dem Leben auf den nur spärlich bewohnten, winzigen Tami-Inseln (Papua-Neuguinea) gewidmet. FOTO: NHG

Versteinerungen in der Abteilung Geologie. FOTO: NHG

Artefakte und Nachbildungen erinnern an Petra, das einzigartige Kulturdenkmal in Jordanien. Unten: Boote von Südseevölkern. FOTOS: NHG

Wer sich intensiver mit dem befassen möchte, was in der Dauerausstellung zum Thema Karst gezeigt wird, kann auch an Arbeitsabenden der NHG-Abteilung „Karst und Höhlenkunde“ teilnehmen.
Unter: Das Naturschutzgebiet „Külsheimer Gipshügel“ bei Bad Windsheim mit seiner Steppenvegetation ist im Besitz der NHG. FOTOS: NHG

Standhafte Konspirateure

„Auffangorganisation“ für die Zeit nach Hitlers Sturz:
Bis zum Ende des Dritten Reichs blieb der Sperr-Kreis unenttarnt

Nicht einmal eingeschworene Gestapo-Spitzel ahnten etwas von seiner Existenz. Und doch gab es ihn: Den später sogenannten Sperr-Kreis, der bis zum Untergang des Dritten Reiches nie aufgerollt wurde. Als am 25. Januar 1946 in der Süddeutschen Zeitung der Beitrag: „In Memoriam Franz Sperr“ erschien, wusste immerhin der eine oder andere Leser, wer gemeint war: Der einstige bayerische Gesandte in Berlin, der am 23. Januar 1945 in Berlin-Moabit hingerichtet worden war. Wegen Kontaktaufnahme zum späteren Hitler-Attentäter Claus Schenk von Stauffenberg vom Berliner Volksgerichtshof des Hochverrats beschuldigt, hatte Sperr ein umfassendes Teilgeständnis abgelegt. Dafür war es ihm gelungen, einen sehr viel gravierenderen Sachverhalt zu verschleiern: Dass es der anklagende Richter Roland Freisler mit dem Haupt eines weitverzweigten Geheimzirkels zum Sturz der NS-Diktatur zu tun hatte.

Erst ein Jahr später, nach dem Untergang des Dritten Reiches, begann sich das Geheimnis des Sperr-Kreises langsam zu lüften. Von einer „Auffangorganisation zur Verhinderung des Chaos“ nach dem Kollaps des NS-Regimes war in jenem SZ-Artikel unter anderem die Rede. Der Verfasser Georg Denninger, ein langjähriger Sperr-Vertrauter, wusste, wovon er sprach: „Unblutiger Regimewechsel“ und „rasche Wiederherstellung der Ordnung“, lautete das politische Credo der geheimen Männerloge. Und dies bereits seit den Anfängen ihres Bestehens.

Besuch in der Bayerischen Gesandtschaft in Berlin, Anfang März 1933: Franz Sperr, in der Mitte Reichsstatthalter Franz von Epp, rechts Hermann Esser (unter anderem Redakteur, Minister). FOTO: BSB BILDARCHIV

Schon kurz nach der NS-Machtergreifung war in Teilen der Bevölkerung die Auffassung verbreitet, Hitler werde über kurz oder lang scheitern. Auch konservativ-monarchistische Kreise machten sich damals ernsthafte Gedanken „über die Zeit danach“. Selbstverständlich nur im Geheimen, hinter vorgehaltener Hand, oder in Form versteckter autobiografischer Notizen. Kronprinz Rupprecht, der Spross des letzten Bayern-Königs Ludwig III., bildete da keine Ausnahme. „Dass die nationalsozialistische Herrschaft keinen langen Bestand haben könne“, stand für ihn bereits im Februar 1933 fest. Bis dahin werden „freilich noch etliche Jahre vergehen“. Die massive Zunahme der Spannungen innerhalb der NSDAP sowie die wachsende Konfliktbereitschaft von Ernst Röhms SA in den Jahren 1933/34 schienen seine Einschätzungen zu bestätigten: „Hitlers Unterführer tun, was sie wollen.“ Dafür verliere der Nazi-Führer immer mehr die Kontrolle und schlüpfe in die Rolle von Schillers „Zauberlehrling mit dem Besen“.

„WIE ZU EISNERS ZEITEN“. Ähnliche Sorgen plagten damals Franz Sperr, Jahrgang 1878, und bis 1918 königlich-bayerischer Offizier. Erinnerungen an die Revolution von 1918/19 kamen bei ihm hoch sowie jene düsteren Bilder, welche sich viele seiner Standesgenossen davon machten. Nie wieder dürfe der Straße das politische Feld überlassen werden, sondern nur Männern, die mit Reife und politischem Sachverstand ausgestattet seien, so Sperr. Auch sonst verglich er die beiden ersten

Experten aus dem Sperr-Kreis: Eduard Hamm, Otto Geßler und Kronprinz Rupprecht (von links). Hamm wurde in Folge des Attentats vom 20. Juli 1944 verhaftet. Im Gefängnis starb er unter ungeklärten Umständen; möglicherweise stürzte er sich aus dem Fenster.

FOTOS: BSB BILDARCHIV, DPA

Jahre des Dritten Reiches gerne mit „Eisner-Bayern". „Es ging zu wie zu Eisners Zeiten" begründete er nachträglich auch seine Demission als bayerischer Botschafter in Berlin am 30. September 1934. Als „charakterfester Mann" habe er bei dieser „Sache nicht weiter mitmachen" können und deshalb nach anderen Aufgaben und Verwendungen gesucht.

Noch tiefer saß das Trauma des Monarchiesturzes vom November 1918 bei Kronprinz Rupprecht. War es da reiner Zufall, dass die ersten Keimzellen des Sperr-Kreises ausgerechnet im näheren Umfeld des Hauses Wittelsbach sprießten? Jedenfalls scheint die erste Kontaktaufnahme zu Sperr von diesem Umfeld ausgegangen zu sein. Von Anfang an übernahm Franz von Redwitz, der Kabinettschef und Hofmarschall des Kronprinzen die Rolle des Verbindungmannes. Sperr zur Seite stand schon damals, im März 1934, sein Bogenhausener Hausnachbar, der einstige Reichswehrminister Otto Geßler. Hinzu gesellte sich etwas später ein weiterer Liberaler, wenngleich eher von der linken, republikanischen Richtung: Eduard Hamm, der einstige bayerische Handelsminister, der schon in den frühen 1920er-Jahren als energischer Kritiker des Nationalsozialismus hervorgetreten war. Im Lauf des Jahres 1935 muss Sperr ferner den Erlanger Nationalökonomen Ernst Meier kennengelernt haben. Ein Vertrauensverhältnis zwischen dem Ex-Diplomaten und dem Wirtschaftsfachmann entwickelte sich, ja so etwas wie eine langjährige kongeniale Partnerschaft, besonders in wehrwirtschaftlichen Fragen.

EINBINDUNG VON MILITÄRANGEHÖRIGEN. So schälte sich mit den ersten Treffen der Jahre 1934/35 die künftige Kernmannschaft des Sperr-Kreises heraus. Mal traf man sich zur Gesprächsrunde im Domizil von Redwitz in Schwabing, mal in den Wohnungen von Sperr und Geßler in Bogenhausen. Außerdem zog man immer mehr geeignete Männer ins Vertrauen. Nach und nach erweiterte sich der Kreis, nicht zuletzt infolge des Beitritts professioneller Militärs. Gerade Sperr war sich im Klaren, wie sehr der Erfolg jedes politischen Auffangmanövers nach dem Fall des NS-Systems von der Unterstützung der Wehrmacht abhing. Seine weit gespannten Verbindungen zu den verschiedenen Dienststellen des VII. Armeekorps kamen ihm da sehr zugute.

AUFGABENVERTEILUNG. Je mehr Experten Sperr um sich sammelte, desto mehr kristallisierten sich bestimmte Aufgabenbereiche und Ressorts heraus. „Wir hatten verabredet, dass Sperr die Beziehungen zu Militär und Polizei herstellt", erinnerte sich Geßler später. Dafür war Hamm für den „inneren Aufbau der Verwaltung" zuständig, der ehemalige bayerische Landwirtschaftsminister Fehr wiederum für „die Versorgung der Bevölkerung und ich für die Beziehungen zum Ausland". Geßler selbst pflegte schon seit Längerem Kontakte zum „Amt Ausland/Abwehr" der Spionageabteilung der Wehrmacht. Natürlich bedurfte das Ganze auch einer militärischen Führung. Spätestens im Frühjahr 1936 plante Sperr hierfür den Generalmajor Adolf Herrgott ein.

Herrgott war alles andere als ein militanter Hitler-Gegner und schon gar kein Liberaler. Dafür teilte er die Furcht vor dem Chaos nach einem plötzlichen Zusammenbruch des Dritten Reiches. Wie Sperr schwebten ihm noch immer die Bilder der Revolutionswirren von 1918/19 vor Augen. Nachdem er als Kommandant des Bayerischen Schützenkorps maßgeblich an der brutalen Niederschlagung der Münchner Räterepublik beteiligt war, quittierte er 1923 seinen Dienst. Erst nach 1933 wurde er für den Wiederaufbau der Wehrmacht reaktiviert und 1939 zum Generalleutnant befördert.

Auch sonst waren die Mitglieder des Sperr-Kreises nicht durchweg aus dem Holz des politischen Liberalismus geschnitzt. Als weltanschaulich neutraler Mann war selbst Sperr vor 1933 nicht als kompromissloser Hitler-Gegner in Erscheinung getreten. Dafür fand sich bei ihm kein einziger brauner Fleck auf der politischen Weste. Dennoch scheinen ehemalige SPD- und KPD-Mitglieder erst gar nicht seine Nähe gesucht zu haben. Andererseits bildete eine Mitgliedschaft in der NSDAP oder gar in der SS keinen Hinderungsgrund, um Sperrs Vertrauen zu gewinnen. Eindeutige Indizien in dieser Richtung liefert eine neuere Studie

von Manuel Limbach (Bürger gegen Hitler. Vorgeschichte, Aufbau und Wirken des bayerischen Sperr-Kreises, Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 102). Demnach fanden sich unter den 49 zweifelsfrei identifizierten Köpfen der Kernmannschaft nicht weniger als ein Drittel NSDAP-Mitglieder. Sperr scheint damit keine ernsthafteren Probleme gehabt zu haben. Mehr als auf die politische Gesinnung kam es ihm auf die Persönlichkeit und innere Haltung seiner Mitarbeiter an. Vor allem legte er Wert auf Professionalität und Expertise sowie größtmögliche Vorsicht bei der Anbahnung weiterer Geheimkontakte.

KONSPIRATIVES NETZWERK. Von Anfang an spiegelte der Sperr-Kreis ein Elitenphänomen. Adelige, Militärs, Manager und Politiker gaben den Ton an in einem Zirkel, der nach und nach die Konturen eines konspirativen Netzwerkes annahm. Immer dichter spannte sich das Geflecht der Beziehungen quer durch Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Reichswehr. Hinzu kamen die geheimen Auslandsmissionen Geßlers seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges sowie dessen gute Kontakte zum Agentenmilieu. In der sicheren Erwartung, der Krieg werde mit einem Totalzusammenbruch Nazi-Deutschlands enden, sammelte er seit 1939 Informationen über die Pläne der Alliierten für „die Zeit danach". Der dauerhafte Erhalt Bayerns, ja dessen Wiedergeburt als parlamentarische Monarchie war ihm dabei ein Herzensanliegen. Um die politische Zukunftschancen seines Vaterlandes auszuloten, setzte er vor allem auf versierte Informanten aus dem Ausland. Als Gewährsleute dienten ihm unter anderem ehemalige Weimarer Spitzenpolitiker im Exil. Ganz vorne stand der einstige Reichskanzler Josef Wirth, der damals im schweizerischen Luzern lebte. Hinzu kamen indirekte Verbindungen zum Vatikan, der ebenfalls als geheime Nachrichtenbörse deutscher Exilpolitiker und Widerstandskreise diente.

Auch sonst ähnelte der Sperr-Kreis einem informellen Nachrichtendienst, dessen Informationskanäle in den Köpfen von Sperr und Geßler zusammenliefen. Strengstes Stillschweigen galt daher als oberstes Gebot. „Da wir wussten, dass wir alle beobachtet wurden, haben wir unser Programm darauf eingestellt, möglichst wenig zu anderen Menschen über diese Dinge zu reden", erinnerte sich Geßler nach 1945. Deshalb vermied man es, „auch unter uns möglichst wenig über das, was zu geschehen hat, zu sprechen oder Namen zu nennen". „Keine Telefongespräche, keine schriftlichen Aufzeichnungen und keine geheimen Druckereien", lautete daher die Devise.

TREFFEN IM FREIEN. Zur Strategie des Tarnen und Täuschens gehörte natürlich auch ein möglichst unauffälliger Modus der gegenseitigen Absprachen und Treffen. Überlebenswichtig war ferner die richtige Wahl der Orte. Viele Unterredungen des Sperr-Kreises fanden deshalb an entlegenen Punkten im Freien statt. Das Ganze erfolgte „in der Weise, dass ich mit meinem Auto an einer durch unseren Mittelsmann Franz Hunglinger vereinbarten Stelle Sperr traf, der in einem Wagen zustieg", so später Franz von Redwitz. „Sahen wir uns unbeobachtet, vor allem von keinem Auto verfolgt, dann trafen wir an einer anderen Stelle Geßler." Anschließend ging es weiter raus aus der Stadt in die öden Weiten des Dachauer oder Erdinger Mooses: „Dort konnten wir dann unsere Besprechungen ungesehen und von keinem Abhörapparat gefährdet abhalten."

FRAGEN DER KRIEGSWIRTSCHAFT. Als Tarnorganisation diente Sperr seit Oktober 1936 ferner die Münchner Zweigstelle der „Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaft". Schon der unverdächtige Auftrag der „Wiederwehrmachung Deutschlands" öffnete dem bayerischen Ex-Offizier zahlreiche Nischen zur Wiederbelebung alter Armeekontakte. Außerdem beabsichtigte Sperr ein kompetentes Forum für kriegswirtschaftliche Fragen zu schaffen.

Natürlich wusste er auch von der großen Kriegsangst breiter Bevölkerungskreise seit der Sudetenkrise vom September 1938. An Aktualitäts-

Franz Halder mit Adolf Hitler und dem Generalfeldmarschall Walter von Brauchitsch (ganz links) bei einer Lagebesprechung 1941 im polnischen Wegorzewo (Angerburg). Damals war Halder noch Generaloberst. 1942 musste er wegen Meinungsverschiedenheiten mit Hitler den Dienst quittieren. Daraufhin wurde er in den Sperr-Kreis eingebunden.

FOTOS: BSB BILDARCHIV, SZPHOTO

bezügen fehlte es also nicht, als er und seine Gesellschaft sich Anfang 1939 an eine breitere, gebildete Öffentlichkeit wandten. Anlässlich der Ringvorlesung „Wehrwirtschaft" an der Universität München sprach Sperr über „Das Gesicht des modernen Krieges". Wie die übrigen Referenten scheute er nicht davor zurück, den drohenden Weltenbrand in ein negatives Licht zu rücken. Eindringlich warnte er vor der gewaltigen Zerstörungskraft der modernen Waffentechnik. Das veraltete Haager Landkriegsrecht habe dem nichts entgegenzusetzen, ja sei zur Ohnmacht vor der verheerenden Eigendynamik des hochindustrialisierten Krieges verurteilt.

Spätestens seit dem Kriegsausbruch im September 1939 zeichnete sich bei Sperr der Wechsel von einer eher abwartenden zu einer aktiveren Handlungsoption ab. Dennoch blieb er weiterhin ein eingefleischter Realist. Angesichts der Anfangserfolge von Hitlers Eroberungspolitik schien sich der unvermeidliche Zusammenbruch des NS-Regimes um Jahre hinauszuzögern. Wieder einmal sollte er mit seiner Einschätzung richtig liegen. Immerhin dauerte es bis 1942/43, bis sich der Zenit des Dritten Reiches abzeichnete. Dann, Anfang Februar 1943, folgte die „Wende von Stalingrad". Der Eventualfall rückte näher und sogleich drängte sich die Frage auf, wie lange das System die völlige Überforderung seiner Kräfte noch überstehen werde.

PROMINENTER GENERALOBERST STÖSST ZUM KREIS. Kein Wunder, dass die Sperr-Organisation im Lauf des Jahres 1943 heftige Aktivitäten entfaltete. Ganz vorne stand der Ausbau der Kontakte zur Wehrmacht sowie die Gewinnung weiterer prominenter Unterstützer. Dass zu diesen bald auch Generaloberst Franz Halder zählen sollte, war anfänglich kaum abzusehen. Als langjähriger Generalstabschef des Heeres war der Sprössling einer alten Würzburger Offiziersfamilie bei Hitler mittlerweile in Ungnade gefallen. Im September 1942 musste Halder seinen Dienst quittieren und zog sich auf seinen Privatsitz in Aschau im Chiemgau zurück. Nachdem Sperr dorthin erste Fühler ausgestreckt hatte, kam es zu der sehr sorgfältig vorbereiteten Begegnung in seinem Bogenhausener Domizil. Stundenlang sollen sich die Unterredungen vom 4. Oktober 1943 hingezogen haben. Schließlich weihte der Ex-Major den Ex-General in seinen Geheimplan ein: Nach der erfolgreichen Westinvasion der Alliierten, spätestens nach dem Fall der Rheinlinie sollte Halder auf seine Weisung hin die militärische Gewalt in Bayern übernehmen. Halders Hauptauftrag: Die Brechung des Widerstands des NS-Parteiapparats und der SS sowie die Wahrung von Ruhe und Ordnung bis zur Übergabe Bayerns an die Alliierten. Halder scheint Sperr rasch zugestimmt zu haben: Auftrag, Zielsetzung, Zeitpunkt, Strategie,

Franz Sperr vor dem Volksgerichtshof in Berlin am 11. Januar 1945 – im Hintergrund weitere Angeklagte: Helmuth James von Moltke und Theodor Steltzer. Der berüchtigte Präsident des Volksgerichtshofs, Roland Freisler (rechts), verhängte die Todesstrafe. FOTOS: BSB BILDARCHIV

Auftrag und Kräfteeinsatz der Operation erschienen wohldurchdacht und gut durchgetaktet.

VOM HITLER-ATTENTAT ABGERATEN. Dass der Plan scheiterte, hing nicht nur mit der so lange hinausgezögerten Landung der Alliierten in der Normandie Anfang Juni 1944 zusammen. Am 22. Juli 1944, zwei Tage nach dem gescheiterten Hitler-Attentat Stauffenbergs, wurde Halder verhaftet. Am 2. September traf Sperr das gleiche Schicksal. Der maßgebliche Grund: Das Geheimtreffen zwischen Sperr und Stauffenberg in Bamberg vom 6. Juni 1944. Nach dem Scheitern des Hitler-Attentats folgten Massenverhaftungen und viele der Zeugenaussagen kamen nur unter Folter zustande. Dabei wurde auch Sperrs Name genannt. Dass er Stauffenberg bei jenem Bamberger Treffen dringend von einem Attentat abgeraten hatte, sollte sich später keineswegs strafmildernd auswirken.

Neben Sperr wurde am 2. September 1944 auch sein enger Weggefährte Eduard Hamm verhaftet. Und wie jener musste er für seine konspirativen Verbindungen letztlich mit dem Leben bezahlen. Doch keiner der beiden verriet bei den Vernehmungen und vor Gericht auch nur einen einzigen Freund, Vertrauten oder Sympathisanten. „Alle vier Männer", Geßler, Sperr, Hamm und Fehr „wurden im Verfolg des 20. Juli verhaftet; zwei verloren ihre Leben", schrieb Geßler Ende 1945 an seinen Freund Konrad Franz. „Hätten wir nicht so vorsichtig gearbeitet, wären nicht nur die beiden Überlebenden verloren gewesen, sondern auch noch viele andere nutzlos geopfert worden." *Martin Hille*

Wege zur eigenen Glückseligkeit

Fortsetzung der Wanderungen Theodor Fontanes durch die Mark Brandenburg in Franken

Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen. Das hab' ich an mir selber erfahren und die ersten Anregungen zu diesen ‚Wanderungen durch die Mark' sind mir auf Streifereien in der Fremde gekommen." So beginnt Theodor Fontanes Vorwort zu seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, die ein Teil seiner großartigen Weltliteratur werden sollten. Die bedeutendsten Romane in deutscher Sprache wurden von ihnen inspiriert. Vor allem *Der Stechlin* und *Effi Briest* – eine der herausragenden Frauengestalten der Literaturgeschichte – gehen unter anderem auf seine Wanderimpressionen zurück.

Was macht den Reiz seiner „Wanderungen" heute noch aus? Während die Romane Fontanes doch sehr von den modernen „Irrungen und Wirrungen" (ebenfalls ein Fontane-Roman) des Menschen und seinem oft tragischen Scheitern auf der Suche nach sich selbst geprägt sind, liegt über den *Wanderungen* immer wieder die ruhigere Ausstrahlung des Ankommens und einer mild beurteilten Vergangenheit.

Aus jeder Zeile spricht die Liebe des 1819 geborenen Dichters zu seiner märkischen Heimat, gerade wenn er manchmal preußisch-knapp feststellt: „Alles still hier". Andere Reisebeschreibungen des Schriftstellers und Journalisten, etwa durch „die Fremde" Englands und Schottlands, erscheinen nicht von der gleichen Zuneigung durchwärmt, wie er sie für seine unmittelbare Heimat – er wurde in Neuruppin geboren – empfindet.

Theodor Fontane (1819 bis 1898) war der bekannteste deutsche Schriftsteller des poetischen Realismus. Zwischen 1862 und 1889 erschienen die fünfbändigen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Politisch gesehen hätte er noch mindestens einen Band anfügen können mit Wanderungen durch fränkische Lande. Teile Frankens gehörten nämlich zur Mark Brandenburg.

FOTO: DPA

Da er sich mit der Mark Brandenburg so verbunden fühlte, hätte er seine Wanderungen eigentlich mit weiteren „Streifereien" fortsetzen können – in den Herkunftsländern der Markgrafen von Brandenburg nämlich, die in Franken liegen, genauer in der zu Zeiten des Alten Reiches so genannten Mark Brandenburg-Ansbach und der Mark Brandenburg-Bayreuth. Fontane bereiste diese Gebiete sogar in Teilen, machte sich Notizen und schrieb Briefe von dort. Aber ein solch wunderbares Gemisch aus Plaudereien, Erzählungen, Exkursen, Causerien oder Schilderungen, wie sie seine nördlichen Brandenburger Wanderungen ausmachen, entstand hier nicht.

GROSSES IM KLEINEN. Dabei hätten die fränkisch-brandenburgischen Markgrafschaften durchaus Fontanes Ansatz entsprochen: Er suchte mit Vorliebe jenseits der Berliner Residenzhauptstadt an kleinen, scheinbar unbedeutenden Orten nach den ganz großen Zusammenhängen mit der Geschichte. Ähnlich verfuhr er in der Fremde. In Schottland etwa fand er den einsamen See, über den Maria Stuart einst floh und fragte sich: „So schön dies Bild war, das der Levensee mit seiner Insel und seinem Douglasschloß vor dir entrollte, war jener Tag minder schön, als du im Flachboot über den Rheinsberger See fuhrst, die Schöpfungen und die Erinnerungen einer großen Zeit um dich her?"

An Schlössern mit Seen und dazugehöriger großer Geschichte mangelt es bekanntlich weder Franken noch Bayern insgesamt, man denke nur an Mespelbrunn im Norden oder Neuschwanstein im Süden. Auch von bedeutenden Frauengestalten an abgelegeneren Orten ist zu erzählen. Direkt über einer Quelle erhebt sich beispielsweise in Heilsbronn südwestlich von Nürnberg, wo sich Fontane einmal kurz aufgehalten hat, der steinerne Sarkophag einer echten Prinzessin: Anna von Sachsen. Durch ihre wohl politisch arrangierte Heirat 1458 wurde sie später Kurfürstin von Brandenburg – ein nicht unbedeutender Rang in Geschichte und Gesellschaft also. Noch bedeutendere Frauen und Männer werden hinzu-

Morgenstimmung an einem der Teiche bei Neustadt an der Aisch – eine Landschaft, die jenen in der Mark Brandenburg ähnelt, die Fontane so begeistert beschrieb. FOTO: SZPHOTO

kommen, wenn man die fränkischen Markgrafschaften bereist oder auf Fontanes Spuren wandelt.

Wie kam es zu der Verbindung zwischen der fränkischen Mark Brandenburg und derjenigen um Berlin, der Heimat Fontanes? Dazu muss man sich vergegenwärtigen, dass das Geschlecht der Zollern, das in und um Nürnberg ansässig geworden war, 1417 mit der Kurwürde der Mark Brandenburg, also Fontanes „Mark", belehnt wurde. Von da an nannten sich auch die fränkischen Zollern Markgrafen von Brandenburg mit entsprechendem Zusatz, also Ansbach oder Bayreuth. Ihre Besitztümer waren später allerdings meist aufgeteilt, etwa in die Markgrafschaften Brandenburg-Ansbach oder Brandenburg-Bayreuth, auch Kulmbach wurde zwischenzeitlich im Namen geführt.

Albrecht, der Gemahl der erwähnten Kurfürstin Anna, regierte aber in Personalunion die fränkische und die kurfürstliche Mark Brandenburg, und zwar von Franken aus. Allgemein kann man also sagen, Berlin und Umgebung wurden im Spätmittelalter einige Jahre lang von den Brandenburgern in Cadolzburg beziehungweise Ansbach regiert. Nach Albrechts Tod 1486 beherrschten verschiedene Brandenburger Markgrafen beziehungsweise Kurfürsten aus dem Geschlecht der Zollern jeweils ihre Gebiete, sie nannten diese aber weiterhin Mark Brandenburg.

Die erwähnte Quelle unter dem Grabmal Annas entspringt im Münster von Heilsbronn, mitten in der fränkischen Mark Brandenburg, aber ein wenig abseits vom nordöstlich gelegenen Nürnberg. Die Symbolik eines Grabmals mit Quelle darunter kann kunstsinnige Menschen zu den umfassendsten Inspirationen anregen. Sie müssen nur das Münster in Heilsbronn betreten und werden zuerst von einer ihm innewohnenden klösterlich-meditativen Stille umfangen. Im Mittelschiff können sie leicht jenes zentrale Hochgrab finden, neben dem auf beiden Seiten Treppen hinabführen. Darunter, genau in der Mitte, sprudelt das Quellwasser – in solch geschichtsträchtiger Umgebung ein Quell der Weisheit und der „Erinnerungen einer großen Zeit um uns her", wie Fontane sagte. Prinzessin Anna hat auf diese Weise am Ende ihres Lebens zu einem Anfang höherer Art gefunden. Vielleicht symbolisieren die beiden Treppen die Linien der Brandenburger, die sich zum Ursprung, dem Geschlecht der Zollern, vereinigen.

FRÄNKISCHES IN BRANDENBURG. Da Albrecht von Brandenburg – wegen seiner militärischen Erfolge auch Albrecht Achilles genannt – in der nördlichen Mark Brandenburg fränkische Gefolgsleute eingesetzt hatte, blieben die fränkischen Spuren dort noch lange erhalten. Theodor Fontane erwähnt Albrecht Achilles in seinen Wanderungen häufig, seine Informationen bezog er nach eigenen Angaben aus dem Aufsatz eines Baron von Aufseß, Herr über ein kleines Gebiet nur wenige Kilometer westlich der Markgrafschaft Brandenburg-Bayreuth.

Albrecht Achilles wurde ebenfalls in der Klosterkirche von Heilsbronn, die viele weitere Grabmäler und großartige Kunstschätze aufbewahrt, beigesetzt. Das Kloster hatte 1132 Bischof Otto von Bamberg (1189 heiliggesprochen) als Zisterzienser-Abtei nahe an Gewässern, wie immer bei diesem Orden, gegründet. Es war eine Abzweigung

Die Mark Brandenburg wurde lange von der fränkischen Cadolzburg (rechts) und Ansbach (oben) aus regiert – zum Beispiel von Markgraf beziehungsweise Kurfürst Albrecht „Achilles“ (1414 bis 1486). Sein Porträt stammt von Albrecht Dürer. FOTOS: DPA, BSB BILDARCHIV

des Klosters Ebrach im fränkischen Steigerwald, dem ersten rechtsrheinischen Zisterzienserkloster überhaupt. Die Zisterzienser-Bewegung spielt auch für die nördliche Mark Brandenburg eine bedeutende Rolle, so dass Heilsbronn bei Fontane Erwähnung findet. Allerdings ist das bei ihm ausführlich behandelte Zisterzienserkloster Chorin – im Gegensatz zu Ebrach und Heilsbronn – nur noch Ruine, aber weiterhin eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten der nördlichen Mark Brandenburg. Bezüglich der Geschichte des Ordenswesens finden sich also ebenfalls erstaunliche Parallelen zwischen den brandenburgischen Ländern, und Reisende aus Nordbayern, die Kloster Chorin besuchen, erfahren in dieser „Fremde“, wenn man so will, was sie an ihrer Heimat in Ebrach oder Heilsbronn haben.

In Schottland beschrieb Fontane die Ruine des Zisterzienserklosters Melrose Abbey als eine der schönsten, die er je kennengelernt habe. Die malerische Kirchenruine von Aura bei Bad Kissingen in Unterfranken hat Fontane wohl nicht besucht, obwohl er sich um 1890 mehrmals in dem berühmten Kurort aufgehalten hat. Der große Preuße schritt nachdenklich über den Kissinger Kapellenfriedhof, auf dem 1866 die blutige Schlacht zwischen preußischen und bayerischen Truppen während des Deutschen Krieges stattgefunden hatte. Wie Melrose Abbey besteht Aura aus rotgrauem Sandstein und wurde sogar vom Berliner Maler Adolph von Menzel, einem Zeitgenossen Fontanes, auf einem Bild dargestellt. Menzels Kunst kann wohl nicht hoch genug eingeschätzt werden, darf er doch als Markstein in der Kunstgeschichte zwischen William Turner und Max Liebermann, der 1884 in Bad Kissingen weilte, gelten. Menzels Bilder aus dem Bad Kissinger Kurpark sind Operetten des Lichts, geschmückt mit besonders liebevollen Frauenstudien. Sein Gemälde Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci versinnbildlicht auf klassische Weise die große Zeit Preußens, auf die Fontane so gern anspielt. Eine weitere große Frauengestalt, die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen, Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, wurde auf dem Gemälde verewigt.

Die Erwähnung der Markgräfin führt zurück in die fränkischen Markgrafschaften, deren Herr-

scher sich aus Familienstolz mit dem Namenszusatz Brandenburg versahen, wie es Sebastian Karnatz in seinem Buch *Burgen, Klöster, Residenzen: Eine Reise zu den Orten der Hohenzollern in Franken* (ars vivendi Verlag, Cadolzburg 2017) treffend bemerkt. Wilhelmine heiratete 1731 den Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth und fand in ihrer neuen Heimat (und nach einigen Anlaufschwierigkeiten des Provinziellen wegen) zu ihren ganz eigenen Ansichten: Sie machte ihren Wirkungsbereich zu einer Kulturlandschaft ohnegleichen. Sanspareil – ohnegleichen – heißt der Garten, den sie 1744 bei Hollfeld in der Fränkischen Schweiz anlegen ließ. Sie veränderte nur wenig an dem, was die vorhandene Topographie und Fauna bot, weil sie eine der ersten war, die eine neuartige, empfindsam-frühromantische, aber ganz eigenwillige Ansicht von der Natur gewonnen hatte. Wer durch die Gärten von Sanspareil wandert, muss seine eigene Einbildungskraft spielen lassen, etwa im Naturtheater oder am Sitz des Pan. Fontane lässt seine sowieso schon verunsicherte Effi Briest eine Geschichte von der Sagengestalt der „Weißen Frau" lesen, deren Bild in Wilhelmines Eremitage zu finden sei.

Wilhelmine füllte viele Seiten mit ihren kulturgeschichtlich einzigartigen Memoiren. Insbesondere die ehrlich gemeinte Aussage, dass sie zu ihrem Vergnügen schreibe und nicht darauf rechne, jemals gedruckt zu werden, hebt sie über viele Menschen hinaus. Im Grunde steht sie sogar noch über den Tendenzen zur multiplen Selbstdarstellung im 21. Jahrhundert, wenn sie erwägt, das in der Bayreuther Eremitage Geschriebene eines Tages dem Feuer weihen zu wollen.

Wilhelmine und ihr Gemahl sahen lieber den Vorführungen anderer Künstler zu. Daher ließen sie das Markgräfliche Opernhaus in Bayreuth errichten, das heute zum Welterbe der UNESCO zählt. Der Blick wird im Inneren über zahllose Säulen und Girlanden geführt, die im Grunde auch wieder der Natur nachempfunden sind, bis zu entfernten Balkonen hinauf – in Träume von glanzvollen Festen: Sanssouci – ohne Sorgen. Später war die Oper der Anlass für Richard Wagner, Bayreuth aufzusuchen. Sein größeres Festspielhaus ließ er dann aber auf dem Grünen Hügel nahe der Stadt errichten. Auch Theodor Fontane war in Bayreuth und hat eine Aufführung des *Parzifal* besucht, jedoch ohne Gefallen daran zu finden.

Ganz eigene *Ansichten der Natur*, so der Titel seines berühmten Buches, entwickelte um das Jahr 1792 im Fürstentum Bayreuth, das seit 1791 zu

Im Münster des ehemaligen Zisterzienserklosters Heilsbronn befinden sich die Grablegen mehrerer Kurfürsten von Brandenburg sowie Markgrafen von Ansbach.

FOTOS: DPA, SZPHOTO

Oben das Wappen von Elisabeth Sophie und Christian Ernst, des Markgrafenpaars von Brandenburg-Bayreuth, an der Orangerie in Erlangen. Rechts das markgräfliche Schloss.
FOTOS: DPA/D. KARMANN/F. GIERTH

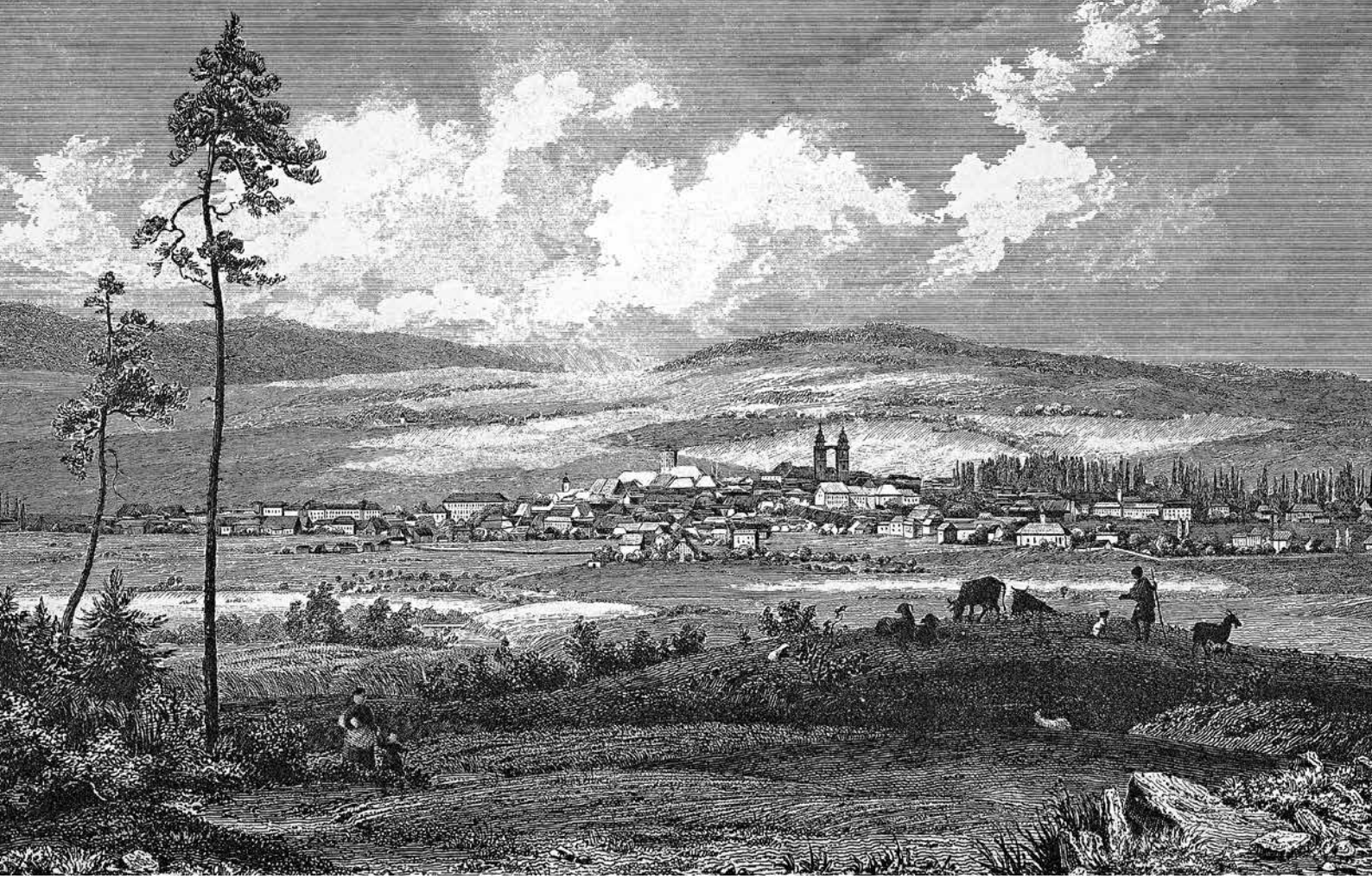
Fontane besuchte Schloss Rosenau bei Coburg. Die Pläne dazu zeichnete Karl Ludwig Schinkel, der wie Fontane aus Neuruppin stammte. Das Schloss ist Geburtsort von Prinz Albert, dem späteren Gemahl von Queen Victoria. FOTO: DPA/ NICOLAS ARMER

1792 kam der Berliner Naturforscher und Bergbaubeamte Alexander von Humboldt ins inzwischen preußische Fürstentum Bayreuth, um den Lotharheiler Schiefer in Geroldsgrün zu studieren. Bald kümmerte er sich auch um die Sanierung des Bergbaus im Fürstentum. In Goldkronach erinnert das Goldbergmuseum an Humboldt, seine Büste steht vor dem dortigen Schloss. FOTOS: STADT GOLDKRONACH

Preußen gehörte, Alexander von Humboldt, der Preuße und Geistesmensch ohnegleichen. Als Bergassessor und späterer Leiter des Oberbergamts Ansbach-Bayreuth hat er beispielsweise die Qualität des Lotharheiler Schiefers bei Geroldsgrün im Frankenwald erkannt, dem einzigen heute noch in Betrieb befindlichen Schiefer-Steinbruch Bayerns. Humboldt habe gleichsam gespürt, welche geologischen Formationen, Pflanzen und Tiere sich in einer Umgebung befinden, sagt Manfred Teichmann, der Inhaber des Steinbruchs. Wie man heute weiß, spürte Humboldt auch die Struktur ganzer Gesellschaftssysteme oder gar des Kosmos, wie er sein großes Spätwerk nannte. Eigentlich könnte die Anwesenheit des letzten Universalgelehrten vor Ort noch mehr gewürdigt werden. Theodor Fontane hätte seine Freude daran gehabt, in dieser kleinen, stillen Waldlichtung im Geroldsgrüner Forst, auf damals preußisch-brandenburgischem Gebiet, den Beginn der Karriere eines überragend genialen Weltgeistes aus Berlin erschließen zu können.

ERLANGEN UND NEURUPPIN. Für Fontane gab es die interessante Möglichkeit, in der Fremde bei sich selbst, nämlich seiner Heimat im übertragenen Sinn anzukommen. Denn obwohl er niemals in Erlangen war, wäre die Markgräfler-Stadt für den Neuruppiner Wanderer ein Ziel mit Anknüpfungspunkten für große, preußische Geschichte um ihn her gewesen. Einmal erwähnt er die Stadt sogar im Zusammenhang mit der Flucht des jungen Kronprinzen Friedrich, später des Großen, vor seinem allzu autoritären Vater. Wusste Fontane von den zahlreichen Parallelen Erlangens zu seiner Geburtsstadt? Beide Städte waren spätestens ab 1792 brandenburgisch-preußisch, beide erlitten einen Stadtbrand im 18. Jahrhundert, beiden liegen Pläne mit rechtwinklig angelegten Straßen und Plätzen zugrunde und in beiden siedelten sich nach 1685 französische Hugenotten an, weil Markgraf Christian Ernst, ähnlich wie der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg im berühmten Potsdamer Edikt, Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährte. Im selben Potsdam bemerkte später Friedrich der Große bekanntlich: „Denn hier muss ein jeder nach seiner Façon selig werden." Auch Fontane selbst entstammte französisch-hugenottischen Vorfahren.

Eine aufgeklärte Atmosphäre bestimmt noch das heutige Erlangen. Hinzu kam eine andere Bewegung. Denn zu Pfingsten 1793 brachen von dort die beiden jungen Berliner, die in Erlangen studierten, Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder zu einer Reise zu Pferd durch die fränkischen Gebiete auf und schrieben darüber Reiseberichte, die in gewisser Weise als Vorläufer der Fontaneschen „Wanderungen" gelten können. Sie gewannen wiederum ganz neuartige „Ansichten der Natur", mit denen sie die Epoche



Bayreuth im 19. Jahrhundert (Stahlstich von J. Poppel). 1810 ging das Fürstentum im Königreich Bayern auf. Früher hatte es zu den Stammlanden der Hohenzollern gehört. 1486, nach dem Tod von Albrecht Achilles, war deren fränkisches Territorium geteilt worden – in Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach. Markgraf Christian hatte seine Residenz 1604 von Kulmbach (Plassenburg) nach Bayreuth verlegt. FOTO: SZPHOTO

der Romantik mit begründeten: „Hinter Ebermannstadt reitet man immer durch ein äußerst romantisches Tal, durch das sich die Wiesent in vielen Krümmungen schlängelt", schrieb Ludwig Tieck als Empfehlung an einen Freund. Später bemerkte er: „Sie kennen meine Vorliebe für das romantische Mittelalter."

In England war die Bewegung des „Gothic Revival" Kennzeichen für die Hinwendung zum Mittelalter. Als Parallele dazu kann das Schlösschen Rosenau bei Coburg gelten, das Fontane ausweislich einer Reisenotiz 1873 besuchte. Es entstand in der heutigen Form um 1810 nach Plänen des preußischen Architekten Karl Ludwig Schinkel aus Neuruppin und wurde – preußisch-englischer kann es gar nicht sein – 1819 zum Geburtsort von Prinz Albert, dem späteren Gemahl der Queen Victoria. Beide mochten es so sehr, dass sie am liebsten dort geblieben wären. Die Queen empfand es als ihr „wahres Zuhause". 1841 kam William Turner und schuf ein bedeutendes Werk der Landschaftsmalerei von der Rosenau.

ANSBACH AN PREUSSEN VERSCHENKT. Sehr gern nach England ging Karl Alexander, der letzte Markgraf von Brandenburg-Ansbach und später auch Bayreuth. Er gestaltete sein Liebesleben eher wie ein eigenwilliger Bürger. Da er kinderlos war, überließ er seine Herrschaft dem Königreich Preußen und zog sich mit seiner früheren Geliebten und späteren Gemahlin, Lady Elizabeth Craven, in deren englische Heimat zurück. Er starb 1806 in der Fremde, die seine Heimat geworden war, und wo eine Gedenktafel sich seiner erinnert: „Margrave of Brandenbourg, Anspach and Bareith".

Lady Craven avancierte zu einer bedeutenden Schriftstellerin, vergleichbar mit ihrer Vorgängerin, der Markgräfin Wilhelmine. Die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach sind in digitalisierter Form über die Bayerische Staatsbibliothek München in deutscher Übersetzung nachlesbar. Elizabeth unternahm auch eine Reise an den Golf von Neapel, wie schon Wilhelmine und später Fontane mit seiner Frau Emilie sowie seine Romanfigur Effi Briest. Effi litt freilich unter dem Zwang, während ihrer Hochzeitsreise in Italien herumstreifen und Kunstschätze auf Geheiß ihres älteren Gatten wie eine Schülerin memorieren zu müssen. In der Fremde merkte sie, was sie an guter Gesellschaft in ihrer Heimat hatte. Vielleicht wäre ihr ein lebenslustiger fränkischer Markgraf als Ehemann lieber gewesen. „Aber das ist ein zu weites Feld", meinte bekanntlich der alte Briest über seine Tochter, die nur allzu wenig nach ihrer Façon glückselig werden konnte. *Andreas Reuß*

Ausgezeichnetes Nass

Neues UNESCO-Welterbe: Das über Jahrhunderte entwickelte, raffinierte Augsburger Wasser-Management-System

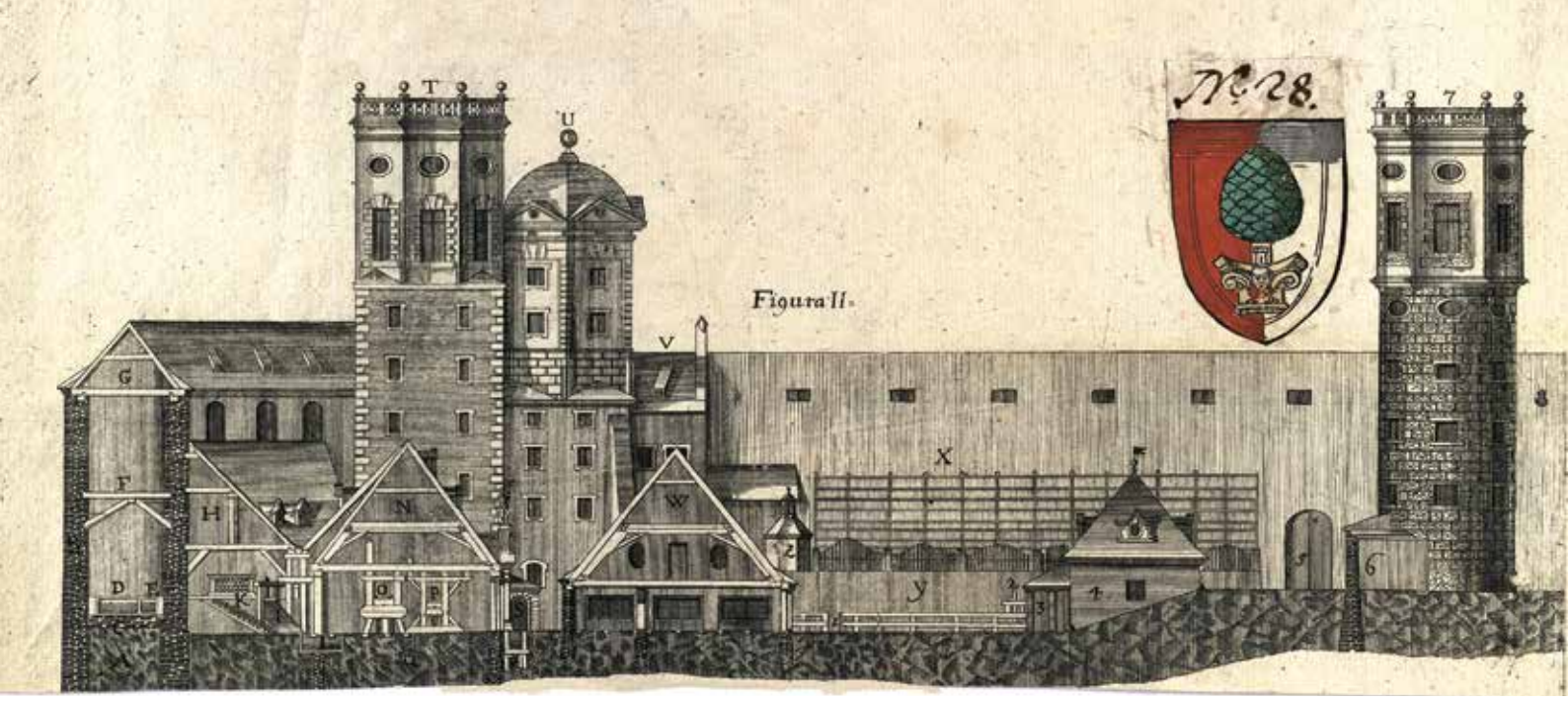
In Zeiten, in denen weltweit zunehmender Wassermangel beziehungsweise der Umgang mit der wohl wichtigsten Ressource unseres Daseins diskutiert wird, kommt der UNESCO-Titel wie gerufen: Das Augsburger Wassermanagement-System ist seit Juli UNESCO-Welterbe. Und das, weil es für ein über rund 800 Jahre gewachsenes, raffiniertes Zusammenspiel von Natur, Technik und Kunst steht. Das wird allein dadurch deutlich, dass zur Welterbestätte 22 einzelne Elemente zählen: unter anderem das Kanalnetz in der Stadt, dazu die Quellbäche im Stadtwald und der weit nach Norden reichende Lechkanal sowie die Kanustrecke, ferner der Hochablass am Lech, die ehemaligen Wasserwerke, zehn Kraftwerke mit ihren historischen Turbinen und Generatoren sowie drei Prachtbrunnen. Alle sind Teile, die wie ein Räderwerk ineinandergreifen, um die Stadt mit Trink- ebenso wie mit Brauchwasser zu versorgen.

Grundlage für das wertvolle Nass sind die Flüsse Lech und Wertach sowie das Quellwassergebiet des Stadtwalds. Für die Wasserverteilung sorgt ein weitverzweigtes Netz von künstlich angelegten Kanälen in und außerhalb der Stadt. Zahlreiche hydrotechnische Gebäude, Wasserwerke und Kraftwerke ermöglichen die Wassernutzung – und belegen Kultur- und Technologieleistungen seit dem Mittelalter. Bereits das Stadtrecht von 1276 berichtet über eine ausgeklügelte Wasserwirtschaft. Über den Hochablass und die Kanäle kam das Lechwasser in die Stadt; es lieferte Energie und trieb zahlreiche Mühlen und die Mechanik handwerklicher Betriebe an. Das Trinkwasser gewann man aus den Quellen und trennte es schon vor 1400 strikt vom Brauchwasser, was die wichtigste frühe Errungenschaft des Augsburger Systems war und es besonders auszeichnet. Pumpwerke, die man bis ins 18. Jahrhundert zu höchst effizienten Anlagen ausbaute, beförderten es in hohe Wassertürme. Von ihnen floss das Wasser mit Druck durch ein dichtes Netz von Leitungen in die öffentlichen Brunnen und zu den immer mehr werdenden Hausanschlüssen.

Mit der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts erweiterte man die Zahl der Kanäle und baute an

Geradezu lasziv lümmelt dieser Flussgott am Augsburger Augustusbrunnen. Er symbolisiert die Wertach. Den Lech symbolisiert ebenfalls ein Flussgott, den Schilfgräser, Krebs und Fische zieren. Die Singold und der Brunnenbach sind als Flussgöttinnen dargestellt. Die Figuren wurden nach Modellen von Hubert Gerhard aus einer Messinglegierung gegossen – sie glänzten also ursprünglich goldfarben. Die Originalfiguren sind heute im Augsburger Maximilianmuseum zu sehen, am Brunnen wurden Kopien angebracht.

FOTO: MICHAEL FORSTNER



ihnen bis um 1930 Kraftwerke, die zunächst den neuen Fabriken Energie lieferten und später mit großen Turbinen der flächendeckenden Stromversorgung dienten.

Das Trinkwasser gewann man nun nicht mehr aus offenen Quellen und Bächen, sondern aus dem Grundwasser. Damit es in jeden Haushalt der Stadt gelangte, stattete man ein neues Wasserwerk mit großen Druckwindkesseln aus – eine weitere Neuerfindung für das System.

Der jüngste Teil des Systems wird jedoch für ganz andere Zwecke genutzt: Ein Kanal, über den jahrhundertelang das Treibeis abgeleitet worden war und den man seit 1945 für den Kanusport nutzte, wurde für die Olympischen Spiele in München 1972 zur weltweit ersten künstlichen Wildwasseranlage umgebaut.

GRANDIOSE BRUNNENKUNST. Neben dem ausgeklügelten Kanalnetz und der anspruchsvollen architektonischen Gestalt der Funktionsbauten veranschaulichen der Augustus-, Merkur- und Herkulesbrunnen – alle drei sind Meisterwerke der Renaissance –, welchen Rang Augsburg seiner Wasserwirtschaft beimaß. Die Brunnen wurden von den damals besten Bildhauern (Hubert Gerhard und Adriaen de Vries) geschaffen. Das Programm ihrer Bronzeplastiken ist in sich inhaltlich geschlossen und gibt es so kein zweites Mal. Die Brunnen bilden die repräsentativ-künstlerische Seite des Wassersystems, feiern die Bedeutung der Stadt und das Wasser als deren Grundlage. *UBAY*

Lesen Sie in UNSER BAYERN, Ausgabe März/April 2018, den ausführlichen und umfangreich bebilderten Beitrag von Sebastian Gaierhos *Wasser auf die Mühlen*, der das kilometerlange Grabensystem erklärt, mit dem die Römer Brauchwasser in ihr Castrum am Lech führten.

Der Kupferstich (1766) nach einer Zeichnung von Caspar Walter zeigt das Wasserwerk am Roten Tor in Augsburg: Links sieht man den Großen und Kleinen Wasserturm, rechts den Kastenturm. Die Fotografien zeigen das Wasserkraftwerk am Lechkanal in Gersthofen und den Maschinensaal des Wasserwerks am Hochablass. FOTOS: BLFD

Das Schmuckstück

Neu in der Instrumentensammlung des Deutschen Museums: Eberhard Schoeners legendärer **Moog IIIp**

Der Moog IIIp ist ein Stück Musikgeschichte: Das Instrument ist der erste Synthesizer dieses Typs, der vor 50 Jahren durch Eberhard Schoener nach Deutschland kam und den der Dirigent und Komponist inzwischen dem Deutschen Museum in München übergeben hat (den Erwerb ermöglichten Hubert Burda und der Freundes- und Förderkreis des Deutschen Museums). Der Moog IIIp ist eines der ersten Geräte dieser Bauart, mit denen eine neue Ära der Musik eingeläutet wurde und auf welchem Schoener zahlreiche Kompositionen unter anderem für Film und Fernsehen schuf.

Durch die LP *Switched-On Bach*, auf der Walter Carlos 1968 das 3. Brandenburgische Konzert von Johann Sebastian Bach einspielte, wurde die Imitation herkömmlicher Instrumente im Moog-Sound weltbekannt. Für den jungen Komponisten Schoener war es aber nicht die Nachahmung von Instrumenten, die ihn an dem neuartigen Instrument faszinierte. Vielmehr interessierte es ihn, neue Klangwelten zu entwickeln, zu kombinieren und zu erweitern. Er reiste nach Trumansburg (USA) zum Synthesizer-Erfinder Robert A. Moog. In dessen Produktionsstätte löteten und setzten drei Techniker aus vielen Bauteilen die Synthesizer zusammen. Er hatte vier Jahre vorher den Prototyp des Moog IIIp erfunden. Inzwischen kamen verschiedene Module und Transistoren aus Studios oder von Musikern zurück. Der Moog III war ein erfolgreiches Produkt, aber er war so teuer, dass ihn sich nur Stars leisten konnten. Die Monkees (IIIp), die Rolling Stones (III) und Keith Emerson (Model I; Minimoog D) und die Beatles gehörten zu den prominentesten Musikern, die das Instrument verwendeten. Die Beatles hatten mit ihm auf ihrem Album *Abbey Road* gearbeitet. Und genau das Moog-Keyboard (61 Tasten, fünf Oktaven) der „Pilzköpfe“ wurde dann Teil von Schoeners Moog – der noch heute spielbar ist. Er ist ein wichtiger Zugang in der Sammlung des Deutschen Museums, zu der weitere Synthesizer, eine einzigartige Sammlung früher elektronischer Instrumente, das Studio von Oskar Sala und das Siemens-Studio für elektronische Musik gehören.

Trotz seiner Größe ist der IIIp tragbar – das „p“ steht für „portable“. Die Anlage hatte ein Gewicht von knapp unter 100 Kilogramm. Die beinahe 40 Module können über Kabel beliebig miteinander verbunden werden und ermöglichen unzählige Klangkombinationen. In den einzelnen Cases sind 39 Module mit unterschiedlichen Funktionen verbaut; die wichtigsten Bestandteile sind Oszillatoren für die Klangerzeugung, Verstärker, um die Töne lauter zu machen und Filter, um den Sound heller oder dunkler zu machen. Hinzu kommt ein Sequenzer, um Tonabfolgen zu erzeugen. *UBAY*

FOTO: DEUTSCHES MUSEUM